Ein Lebensbild

lhelm Baumgartner.

Ein Lebensbild.

Zürich.
Druck und Verlag von David Bürkli.
1868.

Wilhelm Baumgartner.

Wilhelm Baumgartner.

Ein Lebensbild.

Zürich.
Druck und Verlag von David Bürkli.
1868.

Vorwort.

Ein Lebensbild, dessen Entwicklung von den ersten Anfängen bis ans Ende aufgezeigt werden kann, mag allgemein menschlich interessiren. Zudem verdienen bedeutende Erscheinungen auf dem Gebiete schweizerischer Kunst und Wissenschaft, daß man ihnen ein Denkmal setze. Und endlich wird es den vielen Freunden des Dahingeschiedenen willkommen sein, wenn sie von den Einzelnheiten seines Lebens unterrichtet werden.

Es ist mir oft, als müsse der liebe Freund wiederkehren, wie von einer weiten langen Reise zurück. Das ist nun freilich ein Traum. Aber der Schatz seines geistigen Wesens, das biedere Gemüth und der Wohlklang seiner Kunst werden immerdar und unvergeßlich um mich sein und eine schönste Erfahrung meines eigenen Lebens bleiben.

Zürich, 15. November 1868.

C. Widmer.

Inhalt.

Wilhelms
Jugend- und Studienjahre.

Wilhelms Jugend- und Studienjahre.

I. Familie und Geburt.

Die südwestliche Bucht, oben wo der Rhein sich in den Bodensee ergießt, bildet eine der anmuthigsten Gegenden der Schweiz. Von den Ufern steigen baumreiche Wiesen, fruchtbare Aecker und üppige Rebgelände in sanfter Allmäligkeit nach St. Gallen hinauf; nach Norden weiten sich die obstwaldigen Ebenen Thurgaus und gegen Mittag wölbt sich der schöne Rorschacherberg und verbindet sich mit den Appenzellerbergen, die in das Rheinthal hinausspringen und eine herrliche Fernsicht bieten über die gewaltige Fläche des Bodensees bis in den Hegau und an die schwäbischen Ufer, nach der Inselstadt Lindau, nach Bregenz und ins Vorarlberg, in die Tiroler- und Bündtneralpen und auf die nahe Säntiskette. Mitten in der Bucht liegt Rorschach, durch Schiffahrt und Handel altherberühmt, ein fröhliches Völklein, mit einem Frauenkloster und einer reich

ausgeschmückten katholischen Kirche. Hier machte Johannes Baumgartner, von Mörschwyl herstammend und geboren den 13. August 1774, in einer Leinwandhandlung seine Lehre durch, wurde Commis, bis er sich dann selbständig etabliren konnte. Er verehlichte sich 1798 mit Maria Josepha Hädinger, welche aber schon im Mai 1807, kaum 27 Jahre alt, an Lungenleiden starb. Von den vier Kindern dieser Ehe überlebten nur zwei Töchter die Mutter; die eine davon war Caroline, geboren 1806, der Liebling der Familie.

Noch im Herbst 1807 schritt Vater Baumgartner zur zweiten Ehe mit Josepha Lindemann, geb. 1784, aus einer wohlhabenden Familie von Rorschach. Die zweite Ehe war mit sieben Kindern gesegnet, von denen drei ganz früh wegstarben. Das jüngste Kind war Franz Joseph Wilhelm, geboren den 15. November 1820, Mittags 12½ Uhr.

Die Eltern Baumgartner führten die Wirthschaft „zum grünen Baum". Der Vater war so allgemein geachtet und geliebt, daß ihn das Vertrauen der Mitbürger bald in die Gemeindebeamtungen hineinzog. Er blieb 14 Jahre lang Gemeindeammann von Rorschach, war auch Mitglied des Großen Rathes des Kantons St. Gallen und 1827 wählte ihn der

Kleine Rath zum Regierungsstatthalter für den Bezirk Rorschach. So sehr ihm diese Aemter zur Ehre gereichten, so verzehrten sie anderseits doch so viel Zeit, daß er weder der Erziehung der Kinder noch der ökonomischen Fürsorge gehörig leben konnte. Er war die beste Seele von der Welt, grundehrlich, fröhlichen Gemüthes, mit freundlich klugen Augen, von Körper ziemlich groß. „Die öffentlichen Aemter, schrieb die Mutter ins Tagebuch, und seine Herzensgüte waren sein und unser Unglück; er wollte allen Menschen helfen und vergaß die Seinigen mit Wohlthun für Andere, die seine schwache Seite nur zu gut kannten und die Alles, um was sie ihn baten, zu erobern wußten." Dazu gesellte sich ein schwerer Schlag. Caroline, ausgezeichnet durch Geistesgaben und ernste Gesinnung, eben im Alter von 22 Jahren und im Stillen verlobt mit einem jungen Juristen, welcher später eine glänzende Laufbahn als St. Gallischer Staatsmann entfaltete, — ging im Sommer 1829 mit ihrer Tante ins Bad Pfäfers. Am Morgen des 22. Juni, nachdem sie die warme Quelle getrunken hatte, stieg Caroline wie gewohnt die Felsenwege hinauf; sie kam nicht wieder und wurde erst nach einigen Tagen in der wilden Tamina gefunden; sie ist vermuthlich beim Blumensuchen ausgeglitscht und über die Felsen hinunter in den Fluß gestürzt.

Die Trauer unter den Badgästen, welche die jugendliche Erscheinung liebgewonnen hatten, war allgemein und der damals anwesende Generalvicar von Wessenberg legte ein sinniges Gedicht auf ihr Grab. Dem Vater aber brach das Herz unter dieser Kummernachricht; er erholte sich nicht mehr, es stellte sich die Brustwassersucht ein, und am 12. Juni 1830, fast 56 Jahre alt, schlief er ein.

Die Lage der Mutter als Wittwe mit ihren vier Kindern war eine schwere. Der Vater hatte gar kein Vermögen hinterlassen und es mußte mit den Gläubigern eine Verständigung getroffen werden. Sie verließ den Grünen Baum und miethete sich bescheiden ein, im Tagebuch zu Gott flehend, daß er in der Kindererziehung ihr beistehen und ihr Arbeit, um Etwas verdienen zu können, zuwenden wolle. Es nahmen sich aber auch die Verwandten ihrer hülfreich an und bald starb ihre eigene Mutter, von welcher sie etwa zwölftausend Gulden erbte. Als Wittwe kam sie mit ihren minorennen Kindern unter Vormundschaft und war damit wesentlich auf den Zinsgenuß angewiesen. Die kleine Frau, verständig, sanft, fromm, mit viel Sinn für Musik, nahm nun ihre ganze Kraft zusammen für die Erziehung der Kinder. Der älteste wohlbegabte Sohn Joseph

widmete sich dem Handelsfache, mit abwechselndem Geschicke, bis er zuletzt in Salzburg eine bedeutende Tapetenfabrik gründete. Ein anderer Sohn, Johann, machte der Mutter und seinen Geschwistern sein Leben lang viel Herzeleid und starb im Jahre 1866. Die Tochter Louise suchte mit Kleiderverfertigen etwas zu verdienen und hielt treu zur Mutter, bis sie später durch Verehlichung in bessere Verhältnisse kam. Auf den jungen Wilhelm endlich stellte die Mutter die meiste Hoffnung, sie widmete ihren Lebensrest ganz besonders seiner Erziehung und Ausbildung. Sie starb 54 Jahre alt, den 8. October 1838, in den Armen von Wilhelm und Louise.

II. Wilhelm in der Schule und bei Waldmann.

Der kleine Wilhelm trieb sich wenig mit den Buben auf der Gasse herum; einzig mit Steinkügelchen spielte er gerne mit ihnen und brachte die Säcke voll davon heim. Noch viel lieber gieng er zu einem alten Nachbar, der Spielzeug und Ostereier malte; Wilhelm war dann sein kleiner Gehülfe. Der Verfasser von Meyers Universum zeigte dem Knaben viele Bilder und regte durch Erzählungen seine Wißbegierde an. Ein Oheim leitete eine Dilettanten-Musik, wobei Wilhelm gerne zuhörte und sich schon sehr frühe auf einer kleinen Trommel auszeichnete. Er kam in die Primarschule zu Lehrer Rüttimann und wurde durch Fleiß, Wohlverhalten und Fortschritte bald sein Liebling. Als er sieben Jahre alt war, schrieb er mit fester schöner Handschrift für seinen Vater folgenden Glückwunsch:

Erlaube mir zum Namenstage,
Den wir so festlich heut begehn,
Daß ich auch meinen Wunsch Dir sage,
Ich will der Schwester nicht nachstehn.

Zwar bin ich noch ein kleiner Knabe,
Mein Wunsch ist wohl für Dich zu klein,
Doch wird auch eine kleine Gabe
Gewiß Dir nicht mißfällig sein.

Die kleinen Wünsche, die ich hege,
Sie stimmen alle darin überein:
Die Freude blüh auf allem Deinem Wege
Und ich will stets Dein lieber Wilhelm sein.

Um dieselbe Zeit fieng er an Clavierunterricht zu nehmen bei Rüttimann und überholte bald durch feines Musikgehör und Geschick im Spielen alle Mitschüler. In der Wirthschaft der Eltern gab es an Festtagen u. dgl. Tanzmusik: Wilhelm faßte sich die Tänze ins Ohr und wußte sie, ohne fremde Anleitung, auf dem Clavier wieder vorzutragen. Er besaß die Gabe, in freier Phantasie ganze Gespräche und Geschichten auf dem Instrumente auszuführen und da der Inhalt meist ins Heitere und Komische einschlug, so machte er der Umgebung viel Spaß und Vergnügen und es fehlte nicht an Lob und Geschenken für den jungen Virtuosen. Im Frühling 1830 spielte er bereits ein Beethoven'sches Stück in einem Concert des Rorschacher Casino. Da starb ihm im Sommer der Vater weg und es gerieth die Mutter mit den Kindern, wie schon erwähnt, ökonomisch in eine schwierige Lage. Im Familienrathe gab es Stimmen, welche Wilhelm einen Schneider wollten lernen lassen. So schauen die Menschen oft nur auf das Allernächste, wenn es nur wenig kostet und bald Geld bringt. Die beiden mütterlichen Oheims aber und

ganz besonders die Mutter selbst faßten die Talente und die Zukunft des Knaben ins Auge und entschieden dafür, daß ihm eine weitere Schulbildung zu Theil werden solle. Er empfing nunmehr auch Privatstunden im Zeichnen und Französischen. Wahrscheinlich dachte man für ihn so ungefähr an die Bestimmung eines Reallehrers, doch gieng es noch mehrere Jahre und allerlei Wege, bis die Berufswahl getroffen werden konnte.

Mit seinem zwölften Jahre hatte Wilhelm die untere und obere Primarschule beendigt, in allen Fächern mit der Note 1. Da traf es sich, daß im Herbst des gleichen Jahres in Uznach ein Institut für realistische Bildung von Fidel Strotz eröffnet wurde. Wilhelm wanderte, von seiner Mutter bis St. Gallen begleitet, den 15. November 1832 mit seinem Lehrer Rüttimann nach Uznach ins Institut. Aufs Neujahr schrieb er der Mutter bereits einen französischen Glückwunsch: »Je ferai mon possible de me rendre toujours plus digne à votre affection.« In allen Fächern — Religion, Deutsch, Französisch, Italienisch, Arithmetik, Zeichnen — erhielt er die Note 1 und in der Musik »per eminentiam«. Im Frühling schrieb Strotz an die Mutter: „Ich war so eben mit Wilhelm allein und eröffnete ihm, wenn

er täglich 1½ Stunden den Anfängern Unterricht im Clavier ertheilen wolle, ohne im mindesten in seinen Studien gehindert zu werden, so schenke ich ihm wenigstens den dritten Theil am Kostgeld; da weinte er und sagte, das würde wohl seiner Mama Freude machen." Im Juni bittet er die Mutter um etwas Sackgeld: „Sie wissen ja schon, wie die Kost ist und wenn ich nun etwa Kirschen oder so etwas kaufen will, so mag ich auch nicht allemal sagen, ich möchte Kirschen kaufen oder Brod oder dgl., und ob Sie das Geld dem Herrn Strotz geben oder mir, ist ja gleich, es kostet gleichviel, und dann ist es bequemer; ich thue nichts unlieber als so betteln." Nach einjährigem Aufenthalt, im September 1833, verließ Wilhelm das Institut und kehrte heim zu seiner Mutter.

Damals lebte in Meßkirch im Badischen als Pfarrvikar Joseph Waldmann *). Er machte einen

*) Später in Ueberlingen, Buchholz, Heklingen und jetzt als Pfarrer und Dekan in Orsingen. Er gab 1841 eine „Gesanglehre für Volksschulen" mit fünfzig Liedern heraus und 1845 die „Harmonik oder vollständige heuristische Darstellung der Harmonielehre und des Generalbasses", beide bei Herder in Freiburg. Im Fernern erschienen von ihm, für Männerchor componirt, die beiden Lieder Wessenbergs: „die

Besuch in Rorschach bei Verwandten und hörte da eines Abends den eingeladenen jungen Wilhelm spielen. „Auf den lege ich Beschlag", rief Waldmann aus, und alsbald wurde mit der Mutter der Vertrag vereinbart, daß Wilhelm bei ihm studiren müsse, d. h. alte Sprachen treiben und Musik. Wilhelm hatte einzig Kost und Logis zu zahlen; Waldmann gab dem lieben Knaben, mit dem er übrigens gar nicht verwandt war, den Unterricht unentgeldlich. So wurde der glücklichste Lebensabschnitt für Wilhelm eingeleitet. Waldmann war ein religiöses Gemüth, ein edler Geist, von gründlicher Bildung und ein Meister in der Musik; für Wilhelm blieb es fürs ganze Leben ein Segen, daß er in diese väterliche Leitung gekommen ist. Den 14. November 1833 zog der kleine, blonde Wilhelm, etwas schwächlich und hustig, bei Waldmann ein, wo es ihm bald sehr gut gefiel. Er war bescheiden, reinlich, fleißig, fröhlich, aufrichtig und in ungewöhnlichem Grade talentvoll. Waldmann konnte schon nach wenigen Wochen die sorgsame Mutter mit dem Berichte erfreuen: „Wilhelm benimmt sich so gesetzt

Freiheit" und „das Leben", welche als No. 32 und 52 auch in Baumgartners Liedersammlung für vierstimmigen Männergesang aufgenommen sind, woselbst sich unter No. 69 noch eine weitere Composition von Waldmann „An die Sterne" findet.

und artig, daß ich ihn wie einen zwanzigjährigen Menschen behandeln kann; ich muß mich hüten, daß ich ihn nicht gar zu viel lobe, er ist der einzige von meinen Schülern, der mir noch in allem entsprochen hat; er gewöhnt sich ganz trefflich hier an, wird gesund und stark und bekommt Backen wie ein Pausengel." Wilhelm schloß sich mit kindlichem Gemüthe an Waldmann an und überhäufte ihn so mit Liebkosungen, daß letzterer sich im Scherze genöthigt sah, die „Ahli" täglich auf drei zu reduciren. Des Nachts war er etwas furchtsam, die Magd begleitete ihn mit dem Licht ins Schlafzimmer. Nach einer Feuersbrunst um Mitternacht im Dorfe getraute er sich nicht mehr allein zu schlafen; er gieng mit der Haushälterin Antoinette in ihr Zimmer und setzte sich auf einen Stuhl, um so den Morgen abzuwarten; aus Mitleiden sagte sie, er solle den Stuhl unten an ihr Bett rücken und den Kopf auf die Decke legen. „Wenn Sie es erlauben" und er schlief ein zu den Füßen der Antoinette, worüber er nachher viel geneckt wurde. In den Ferien gieng er in der Regel heim nach Rorschach. Nach einem solchen Besuche im Sommer 1834 schrieb ihm die Schwester Louise: „Es send zwor erst a paar Täg, daß der groß, dumm Bodasee üs trennt und doch chunts mer vor, als öbs scho mengs Johr umma gange sei, sit mer

häst s'lezt herzig Küßli geh und sit Di numma siah am liebe Mueti am Hals hanga, wia Du sie allimol gstrichlet und ihra gflattirt häst. Drom chast der wohl denka, wia nih's Hammweh zu Der hah, wil mer Zit so lang vorkunt. Ih merk as jezt erst wieder rächt, wia schö daß es ist, so a liabs Büabli zom Brüaderli zha, und wens o grad öppa amol a wilds Schnibele gmacht hät, so isch allimol doch gschwind wieder guat worde und hät eim denn gärn zur Versühnig a Schmützli und as Ahli geh."

Es wurde eine feste Tagesordnung angezogen: früh aufstehen, dann in die Kirche zum Gebet, hierauf Morgenessen und alsdann Unterricht in Religion, Latein, Französisch, Deutsch, Geschichte, Geographie, Rechnen und Musik. Wilhelm hatte Tagesnotizen niederzuschreiben, zur Selbstbespiegelung, wie er die Zeit verwende. Im Herbst 1834 wurde Waldmann als Pfarrverweser und Lehrer an der höhern Bürgerschule nach Ueberlingen am Bodensee berufen. Wilhelm trat in die dritte Classe, und es kam nun zu seinen bisherigen Fächern noch Griechisch, Naturlehre, Mathematik und bürgerliche Rechtslehre: in sämmtlichen Fächern erhielt er die Note „vorzüglich" und er machte solche Fortschritte, daß er bisweilen bei Verhinderung der Lehrer im Französischen und

Lateinischen Aushülfe leisten konnte. Er brachte es in Ueberlingen bis zu Sallust, Livius und Ovid und bis zu Xenophon und Homer.

In der Musik, unter Waldmanns specieller Leitung, cultivirte er vorzugsweise das Clavierspiel; bisweilen spielte er auch die Orgel in der Kirche. Er las sehr gut vom Blatte. „Wenn ich eine schwere Passage einstudiren will, so muß ich sie 10, 20, ja 40 mal spielen; zuerst muß ich sie ganz langsam lernen und wenn ich nun langsam ganz sattelfest bin, so muß ich sie immer geschwinder nehmen und dann auf einmal wieder langsam und nachher muß ich sie noch lange in die Hände einprägen; in einer frischen Stunde kann man sie dann geschwind und ohne Fehler spielen." Er mußte vorzugsweise Beethoven spielen: Quintett, Symphonie, Sonaten. Daneben wurde er auch in die Compositionstheorie eingeführt: Stücke in Accorde zerlegen; Waldmann schrieb den Prim, Wilhelm den Baß; Tonwanderungen; Uebung im Transponiren von einer Tonart in die andere; Generalbaß nach Knecht. Schon mit vierzehn Jahren fing er an Lieder, Walzer und Andantinos zu componiren und gewann auch im Phantasiren eine immer größere Freiheit. Er war den übrigen Schülern so weit voraus, daß er ihnen Stunden geben und sich

einiges Sackgeld verdienen konnte. Wo es irgend Gelegenheit gab, Musik zu hören, an Sängerfesten, oder bei Besuchen in Sigmaringen, Constanz, St. Gallen etwa Opern (Zampa, Zauberflöte, Freischütz u. s. w.), da war er mit Jubel dabei. Auch zeigte er frühe Anlagen zu Geselligkeit und Tanz.

Im Sommer 1835 schrieb Waldmann an die Mutter: „So oft ich Ihren seelenguten Wilhelm anschaue, denke ich bei mir, so Einen kriegst du nicht mehr. Wahrhaft, er hat meine hypochondrischen Stunden ordentlich ausstudirt und thut alles nur Erdenkliche, um mich zu erheitern und trägt auch meine übelsten Launen, die meine Kränklichkeit hie und da erzeugt, mit solcher Geduld, daß ich ihm nur die besten Tage für seine Zukunft prophezeien kann. Ich kann mich auch nicht enthalten, Ihnen eine neue Tugend von ihm zu offenbaren, die ich noch höher anrechne als selbst seinen Fleiß. Denn was ist Fleiß ohne ein Herz voll Liebe und Pietät? Diese hat er aber auch in vollem Sinne gegen Sie, verehrte Frau! denn ich muß bald glauben, daß er nur Ihretwegen so gut gegen mich ist, da ich ihm immer weniger werden muß. Er gibt in der ersten Abtheilung das Französische fast allein und bei mir in einer andern das Lateinische; ja sogar den Schul-

präparanden muß er mein Harmoniesystem dociren. Dieß alles nöthigt ihn nicht nur, genauer in die Sache einzudringen, sondern auch alle seine Ideen und Sprachkräfte aufzubieten, um sie Andern richtig darzustellen. Kurzum er ist ein Kernmensch, über den Sie sich noch recht lange freuen sollen.“ Waldmann war aber aus Liebe keineswegs blind gegen Wilhelm, er machte ihn mit freundlichem Ernste auch auf die Fehler und Schwachheiten aufmerksam. Es blieb überhaupt die Charakterbildung das Centrum dieser Erziehung und es wurde dem zum Jüngling aufsprossenden Wilhelm immer und überall die Ermahnung eingeflößt, daß nur frommes Gebet, Arbeitsfleiß und Selbstbeherrschung den Menschen vor Verirrungen schützen und ihn zur Erfüllung der eingebornen höhern Bestimmung befähigen können. Wilhelm nahm die goldenen Worte seines Lehrers zu Herzen und suchte mit aller Anstrengung eine rechte Energie des Willens zu erlangen: Zeitvertändelung schien ihm eine förmliche Sünde zu sein. Im Juni 1835 schrieb er ins Tagebuch: „Wenn man recht um die Gnade des Heiligen Geistes bittet, selbst aber auch munter, frisch und im Vertrauen auf Gott an die Arbeit geht, so geht Alles mit Adlers Flügeln von statten; wer aber nicht recht bittet, selbst keinen festen Entschluß faßt, der fällt. Drum bitte

ich Dich, Heiliger Geist! komm herab auf mich und stärke mich, wohne in meinem Herzen und sporne mich zur Arbeitsamkeit immer mehr an, damit ich ein der Welt nützliches und zum Wohle der Menschen beitragendes gutes Mitglied werde." Es kamen auch Stunden und Stimmungen, in denen er sehr unzufrieden mit sich selber war. „Heute so wenig gearbeitet, daß ich Herrn Waldmann recht betrübte und es ihn sehr schmerzte. Ich habe mich besiegen lassen von der Trägheit und Bequemlichkeit und daher alles Unheil. Ich bin nicht mehr, der ich voriges Jahr war. Aber ich will ein ganz anderes Leben beginnen." Und im März 1836: „In der Clavierstunde, die ich zu geben hatte, habe ich phantasirt anstatt unterrichtet. Ich muß die Schüler mit den Scalen vertraut machen, sie in die ersten Accorde der Harmonie und Tontheorie einführen, Cramers Clavierschule tüchtig lesen lassen, selbst aber zusehen, den Fingersatz zeigen und ihn verbessern; überhaupt mehr Würde eines Professors annehmen, das Mürrische, Ungeduldige, Rohe, Tölpelhafte ablegen und feiner, geduldiger, ernster werden, die Knabenschuhe ablegen."

Es tritt jetzt überhaupt allmälig die Frage der Berufswahl in den Vordergrund. Er bittet seine

Mutter wiederholt und dringend, daß sie sich erkundigen solle, was für Vorkenntnisse zum Eintritt in die fünfte Classe des Gymnasiums in St. Gallen erforderlich seien. Im Mai 1836 schreibt er an dieselbe: „Nehmen Sie, liebste Mama! meinen innigsten Dank und glauben Sie mir, ich werde mich gewiß recht befleißen, meine Bestimmung, der Welt als Mann und Professor einst zu nützen, recht bald zu erreichen. O welche Freude, welchen Ersatz für allen Ungehorsam, für alle Sorgen und Mühen wird es Ihnen, wie ich hoffe, gewähren, wenn ich nach einigen Jahren, nach Beendigung meiner Studien, in Ihre Arme eile!" Er rüstete sich tapfer auf die Vorbereitung für St. Gallen und verzichtete, um alle Zeit benutzen zu können, auf die sonst so lieben Reiseausflüge. Unterm 16. August schreibt er an die Mutter: „Herr Waldmann ist heute mit den drei andern Schülern abgereist, um sich durch ein kleines Reischen in den Hegau und über Schaffhausen zu erquicken und seine Lateiner aufs Neue zum Fleiß aufzumuntern. Meine Majestät hat die Ehre zu Hause zu bleiben aus drei guten Gründen: 1) um meinen Geldbeutel zu schonen und ihn auf St. Gallen gehörig zuzurichten; 2) aus Liebe, bald in Ihre Arme zu eilen, da ich sonst einige Tage länger hingehalten würde; 3) um mich im Ueberwinden freiwillig zu

üben. Ich glaube, daß das drei respektable Gründe sind, die Sie zu einem heimlichen Lächeln vermögen werden. Allem Anschein nach wird die Antoinette diese Tage über die Güte haben, ihre Rolle als Hausmeisterin zu spielen und mich ein wenig zu fuxen, was ich aber Anfangs durch Gewohnheit und Uebung schon dulden kann; würde sie es zu arg treiben, so werde ich mir schon Recht zu verschaffen wissen."

Nach dreijährigem Aufenthalte nahm Wilhelm den 9. September 1836 von Waldmann Abschied. „Hier schicke ich Ihnen, schrieb letzterer an die Mutter, den Sohn in Ihre Arme zurück, überzeugt, daß Sie ihn mit Freude empfangen werden und mit der Hoffnung, daß sein guter Wille und mein unvollkommenes Werk über die Thorheiten seiner Jugend und die Gefahren der Welt den Sieg davon tragen werden. Sein göttlicher Meister (seinen irdischen mag er vergessen, wenn er nur den himmlischen nicht aus dem Auge läßt!) sollte der Mittelpunkt seines Glaubens und Hoffens werden und Selbstbeherrschung ihm den Weg zur Tugend bahnen als feste Grundlage seines einstigen Kämpfens und Wirkens. Bauen Sie auf diesem fort mit Ihren mütterlichen Mahnungen, Sie werden sehen, daß sein Herz noch immer dieselbe Empfänglichkeit hat." Und Wilhelm schrieb in sein

Tagebuch: „Wehmuthsvoll blickte ich dem verschwindenden Ueberlingen nach. Ewig unvergeßlich werden mir die drei Jahre sein. Ja gut war Waldmann, er liebte mich innig, ich ihn aber auch recht von Herzen, obschon ich ihn oft durch meinen Leichtsinn betrübt habe, weßwegen ich ihn auch um Verzeihung bat, was er mir mit seinem Engelsherzen gern bewilligte. Seine Grundsätze werden in meinem Herzen wohnen und ewig dankbar werde ich meinem Waldmann sein: Gott stärke und segne ihn!“

III. Wilhelm auf dem Gymnasium in St. Gallen.

Das katholische Gymnasium in St. Gallen hatte sechs Classen. Den 17. October 1836 bestand der 16jährige Wilhelm die Aufnahmsprüfung in die fünfte Classe. Es war mit dem Gymnasium ein Pensionat oder Convict verbunden, Wilhelm aber zog es vor, außerhalb desselben ein Privatlogis zu nehmen, gemeinsam mit seinem noch etwas jüngern Verwandten Eduard Roth: die beiden raschen Jünglinge hatten bisweilen kleine Conflicte unter sich, die sich aber bald in eine intime Freundschaft auflösten, welche zeitlebens bestanden hat. Die Schule war mit trefflichen Lehrern besetzt, von denen namentlich Vorberg die Schüler für die römische und griechische Alterthumskunde, sowie für die deutsche Literatur mit Liebe zu erfüllen wußte, und Dekan Federer in freisinniger Weise für Religion. Daneben wurden auch Französisch, Italienisch, Mathematik, Geschichte und Naturwissenschaften getrieben; sowie Gesang und Instrumentalmusik, nebst Turnen und Militärübungen. Wilhelm erwarb sich sehr befriedigende Zeugnisse und arbeitete sich mit großem Fleiße in Cicero, Tacitus, Ovid und Horaz, in Herodot, Plu-

tarch, Homer und Sophokles hinein; daneben las er Silvio Pellico und Lafontaine und fast von allen deutschen Classikern einen Theil ihrer Werke. Diese Studien, bei denen er sich die Auffassung und das Urtheil durch schriftliche Bemerkungen über das Gelesene zu schärfen suchte, veranlaßten ihn, ziemlich viel Bücher anzuschaffen. Die Mutter, die nicht wußte, wo sie die Scherflein hernehmen sollte, warnte ihn vor zu viel derartigen Ausgaben und ermahnte ihn zur Sparsamkeit in Allem. Sie schrieb unter verschiedenen Malen an ihn: „Ich bitte Dich nochmals, schränke Dich doch ein, Du siehst ja selbst, wie alles so viel kostet, daß ich bald nicht mehr weiß, wo ich das Geld hernehmen soll. Bete doch zu dem lieben Gott, daß er uns segne und uns einen Verdienst zukommen lassen wolle, daß es eher die großen Ausgaben leiden möge. Der Johann bringt mich noch vor der Zeit ins Grab; solche Sorgen und Kummer untergraben die festeste Gesundheit; ich weiß mir keinen Rath, was ich anfangen kann, wenn ich nicht auf den lieben Gott vertrauete, so müßte ich verzweifeln. Ich will es also Ihm überlassen und es Ihm anheimstellen, wie und wo er uns Rath und Hülfe zuschicke; der für alle seine Kinder weislich sorget, wird uns, wenn wir mit Vertrauen zu ihm flehen, auch nicht verlassen. Trachte nur,

mein lieber Wilhelm, daß du recht brav, tugendsam und geschickt wirst, daß du die freudige Hoffnung und Aussicht hast, in wenig Jahren ein selbständiger Mensch zu werden, denn das ist das Beste und Einzige, was man in dieser betrübten Welt erobern kann, daß man Niemandem zur Last fällt und daß man sich ehrlich und rechtschaffen durch die Welt bringen kann. — Es thut mir sehr leid, daß Du so wenig Zeit zur Musik hast. Sage es doch den Professoren, Du könnest sie nicht vernachläßigen, weil Du schon so viel darauf verwendet hast; sie lassen Dich vielleicht doch von ein und andern Stunden, die Du nicht so nothwendig hast, los oder sie verschonen Dich in der Woche zwei bis drei Abend mit Hausaufgaben, damit Du im Clavier Dich dafür üben kannst, es ist ja auch gelernt; ich verstehe diese Lehrart nicht, wie die Herren es mit Euch meinen, zu viel ist zu viel. — Es ist schon so in der Welt: der, wo den Willen hat, ist unvermögend zu helfen und andere, die es könnten, thun es nicht; doch soll uns das nicht kränken, wir wollen uns zusammen nehmen und auf den lieben Gott hoffen und vertrauen; wenn wir ihn nicht vergessen, wird er auch uns nicht vergessen. Sei Du recht fleißig und lerne so viel Du kannst, wende doch die Zeit wohl an, daß ich wenigstens doch auch noch an Dir Freude erleben kann. —

Höre doch einmal auf Bücher anzuschaffen; trachte, daß die Professoren solche leihen; wie ich höre, so hast Du nur eine Stunde in der Woche für Musik, das ist nichts, nehme die Zeit doch wohl zusammen und spiele zu Hause, wo Du einen Augenblick findest. — Du schreibst mir um vieles Nothwendige, welches ich zwar wohl einsehe, aber, mein lieber Wilhelm, woher das Geld nehmen? Da stehst Du still und kannst mir es nicht sagen. Was den Privatunterricht anbetrifft, so vermag ich es auch nicht; lerne einstweilen Violin, was Du im Institut lernen kannst, Du hast ja eine so gute Geige und ich sähe es gerne, wenn Du Dich zuerst mit diesem Instrument bekannt machtest. — Es kostet alles so viel, daß ich das Geld nicht mehr aufbringe, wenn es so fortgeht, ich habe zu große Ausgaben. Zudem wünsche ich, daß Du ins Pensionat giengest, ich kann Dir nicht noch ein Jahr so ein großes Kostgeld bezahlen. Du hättest nur meinen Vogt hören sollen, wie das nicht gehe, das Waisenamt werde mir Schranken setzen, wenn ich glaube, ich sei so reich, alle Jahre 300 Gulden aufnehmen zu können. Ich muß ihm specificirte Rechnung geben, was ich an Euch Kinder angewendet habe seit dem Ableben unseres lieben Vaters. Ach, das ist wohl ein Elend, unter dem Drucke solcher Herren zu sein, daß man gar keine eigene Gewalt hat."

Der fröhliche Wilhelm, mit der glückseligen Sorgenfreiheit der Jugend, suchte die Mutter zu trösten, er hing mit dankbarster Liebe an ihr, was er namentlich in den Glückwünschen ums neue Jahr auf sinnige Weise auszudrücken wußte. „Jedes Zweifeln und zu großes Kümmern ist Mangel an Vertrauen. Drum bitte ich Sie, sich nicht zu sehr von den Sorgen hinreißen zu lassen. Der Gedanke an den Allvater und an noch Unglücklichere wird Sie stärken. Ich kann für jetzt nichts anderes thun, als Ihnen innigst zu danken, mein Versprechen zum höchsten Fleiße abzulegen und Sie ferner um Ihre Liebe herzlich zu bitten. Wann ich einmal meine Studien vollendet habe, hoffe ich Ihnen das Leben zu versüßen." Ein andermal, auf die Ermahnung, nicht zu viel Kleider zu verbrauchen, schrieb er: „Wenn nur einmal die Zeit käme, wo es statt Schnee einen Tag lang Hosen regnen würde, ich wollte mein Häuflein sammeln!"

Neben den Studien verwendete er auch einigen Eifer auf den Tanz und nahm mit lebhafter Freude Antheil an Jugendbällen. Die Anmuth seines Benehmens machte ihn überall willkommen. Da traf es sich, daß der Funken der Liebe in das junge Gemüth fiel. Er liebte sie und sie liebte ihn, aber keines getraute sich, es dem andern zu offenbaren,

es war nur eine stille süße Ahnung unter ihnen. Er nahm die „engelgleiche" Fanny in sein Gebet auf und stärkte mit dem Gedanken an sie seine Vorsätze zum Fleiß und zur Reinigkeit des Herzens. Aber um Alles in der Welt hätte er doch gerne gewußt, wie es mit ihrer Gesinnung für ihn stehe, und er bestürmte mit Ungeduld seine Schwester Louise, daß sie auf vorsichtige Weise Licht in die Sache zu bringen suche. Die kluge Schwester antwortete ihm: „Ich mußte letzthin durchaus abbrechen, wollen oder nicht, Mama wurde ernstlich böse über mein Aufbleiben, und so war ich gezwungen, das Licht zu löschen und aufzuhören. Die Mama ist über unsern geheimnißvollen Briefwechsel sehr aufgebracht; sie merkt von dem Ganzen etwas und doch nicht recht und gerade dieß macht sie böse; sie drohte mir, gewiß noch hinter unsere Geheimnisse zu kommen, denn sie merke nur zu gut, daß sie nur zum Scheine so Nebensachen wissen dürfe; überhaupt dulde sie es nicht und bedanke sich schön, alle Wochen bis drei Batzen Porto für solch unnützes Geschwätz auszugeben. — Besinne Dich doch, lieber Wilhelm, laß Dich nicht von der heftigen Leidenschaft bemeistern und beherrsche Deine Gefühle. Gewiß fesselt ein zarter schüchterner Verehrer in der Ferne mehr und inniger als ein sich zur Unzeit nahender." Der holde

Jugendtraum dauerte fast zwei Jahre, bis er dann unter ernstern Studien allmälig einschlief.

Der Musikunterricht an der Schule beschränkte sich für Wilhelm auf Gesang, Generalbaß, Clavier und Orgel; er spielte häufig in der Klosterkirche. Es scheint, daß er auch Violin und Flöte angefangen, aber später nicht mehr fortgesetzt habe. Die geringe Zahl Musikstunden an der Schule suchte er zu Hause durch fleißige Uebungen aufzubessern, er machte mit seinem Spiel in manchen Kreisen Freude. Der Lehrer rieth ihm, „er solle mehr Solides spielen und weniger phantasiren". Von Compositionsversuchen tritt nichts zu Tage. Dagegen fieng er auf die dringenden Bitten der Mutter an, einige Privatstunden in der Musik zu geben, um sich auf diesem Wege ein kleines Sackgeld zu verdienen. Er verwendete dasselbe gerne fürs Theater, für Opern und Schauspiele, über deren Aufführung er schon frühe gute Bemerkungen in sein Tagebuch niederlegte. So einen feinen Sinn er für die Poesie offenbarte, so zeigte er doch wenig Geschick für eigene poetische Gestaltung: „Das Poetische gelingt mir schlecht. Viel Zeit verloren mit Aufsuchen eines poetischen Themas und doch keines gefunden; mit den poetischen Arbeiten geht es mir ungemein schwer, es geht eben nicht, man kann die Poesie in

Gottes Namen nicht erzwingen, sie sollte von selbst kommen." Mit um so größerm Eifer suchte er sich im Denken und im geistigen Schaffen zu vertüchtigen: „Alles, was du thust, thue mit Geist und Leben, durchdringe den Gegenstand und ermatte nicht im Durchdenken und Erforschen. Erst wenn du eine Sache lebendig aufgefaßt hast und du im Stande bist, sie klar und deutlich wiederzugeben, wenn du im Stande bist, die Gründe, Ursachen und Folgen, das Warum und Wie, die Sache selbst recht lebendig im Geiste vor dich hinzustellen und selbständig wiederzugeben, dann kannst du arbeiten und studiren, dann bist du ein rechter Student: Selbstschaffen ist wahres Studium." In dem jungen Geiste giengen allmälig auch die religiösen Fragen in das Stadium der Prüfung und des Zweifels über. Es lebte ein Fonds von tiefer Pietät in ihm und er beichtete noch bisweilen: „Heute habe ich mich wieder vereinigt mit meinem Vater im Himmel; jetzt bin ich wieder würdig, sein Sohn zu heißen. O wie wohl ist mir, da ich meine Fehler herzlich bereut habe und sie verziehen sind!" Er vertiefte sich in das Studium der heiligen Schrift und freute sich kindlich, daß er nun endlich das Neue Testament im griechischen Urtexte lesen könne. Aber es kamen allmälig auch die Fragen nach dem Ursprung dieser Schriften, er hörte vom

Leben Jesu von Strauß, und Weber und Rottek beleuchteten ihm das Papstthum in einseitiger Weise. Er gestand sich, daß er noch nicht klar sehe und glaubte ahnungsvoll, die Hoffnung besserer Erkenntniß auf die Philosophie vertrösten zu müssen.

Wie drei goldene Sterne leuchteten die Segensworte, welche ihm Waldmann beim Abschied auf den Weg gegeben hatte, — Beten, Arbeiten, Ueberwinden! — in Wilhelms Seele hinein, und wo er immer straucheln wollte, suchte er sich in ihrem wärmenden Glanze aus der Ohnmacht emporzuheben. Aber es gelang ihm nicht immer und es kamen dann trübe Stimmungen der Unzufriedenheit mit sich selbst über ihn. „Wahrhaftiger Schmerz ergreift mein Gemüth, wenn ich wieder einen tiefern Blick in mich selbst werfe. Beim Beginn des Jahres hatte ich fest bei mir beschlossen, ein männlicher Jüngling zu werden, mich dem Studium zu weihen mit voller Kraft und Energie, mich ganz loszureißen von allem Sinnlichen, Gemeinen, Alltäglichen. Und wie steht es jetzt? Eine innere Stimme donnert, du bist noch der alte, gleiche Alltagsmensch. Die wahre Religiosität, das Gebet, der fromme kindliche Glaube, das Selbstvertrauen, die Munterkeit, die edle Fröhlichkeit der Jugend, die männliche Kraft — ist wie verschwunden. Das Schicksal ist dir so günstig, du findest überall

liebe Freunde, du hast doch so viel Talent, daß du es bei wackerm Studium wohin bringen könntest, und doch ist alles flach, ohne Tiefe, ohne Halt und Festigkeit. Traurigkeit überfällt mein Inneres, wenn ich diese fürchterliche Wahrheit mir selbst gestehen muß. Vater im Himmel! habe Erbarmen, ich fühle tiefe Reue in mir, wie ein verlorner Sohn will ich zurückkehren zu Dir. Du allein gibst mir Kraft, gibst mir jenen innern Trost wieder, der mich anfeuert zum Studium, zur Besserung, zur Mannheit. O es ist schön, wenn Einer am Abend sich sagen kann, heute war ich männlich. Unvergeßlich, ewig theuer sind die Momente, in denen man sich gehoben, emporgezogen fühlt zum Höhern, wo man gleichsam die Gottheit selbst im Busen trägt, wo tiefer innerer Friede sich verbreitet. Ja wahrhaft wunderbar ergreifend sind solche Momente, ich möchte sie Verklärungs-, Verherrlichungs-Punkte nennen; ich habe sie schon gefühlt in unnennbarer Lust und eine schöne edle Wehmuth ergriff mich dann. Und dennoch kämpfe und strebe ich nicht genug, sie oft zu fühlen, sondern schleudre mich voll Schwachheit und leichtsinnig wieder zurück in den tiefen Abgrund, aus dem ich mich so eben mit großer Mühe emporgerungen. Wilhelm, gedenke deiner lieben guten Mutter, die fest auf dich baut. Ach, Vater im Himmel, laß mich

beten zu Dir um Kraft und Stärke, um Deinen Segen, damit ich vorwärts schreite durch Kampf und Ueberwindung zum Höhern, zum Sieg, zu Dir!"

Im Herbst 1838 war die sechste Classe und damit das Gymnasium vollendet. Wilhelm gieng in die Ferien zu seiner Mutter, die um dieselbe Zeit krank darniederlag. Das Abdominalfieber griff um sich und am 8. October gieng die gute, treue Seele in die ewige Ruhe ein. „O ihr ist wohl, sie hat jetzt den Frieden gefunden; sie konnte mit dem frohen Bewußtsein scheiden, ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ach sie war eine so innig liebende, aufopfernde Mutter und wie sehr war sie stets um mein Wohl, um meine Ausbildung besorgt. Ich fühle die ganze Größe des Verlustes, von meiner theuern Mutter getrennt zu sein. Ich bin so allein, so verlassen! Möge stets ihr Geist und der meines theuern, innig geliebten Vaters mich umschweben und als gute Genien mich führen auf der Bahn des Lebens!"

Nun trat wieder die Frage der weitern Ausbildung und der Berufswahl in den Vordergrund. Das ängstliche Waisenamt suchte mit dem kleinen Capital möglichst sparsam zu verfahren und doch reichten die Zinse desselben bei weitem nicht aus

für die Studien. Wie schon früher nahmen auch jetzt wieder und so auch fürderhin die beiden mütterlichen Oheims sich des Wilhelms an und sicherten durch Unterstützungen den ungestörten Studiengang. Wilhelm gedachte sich der Philologie und Musik zu widmen, und dereinst eine Lehrerstelle an einer Bezirks- oder Kantonsschule schien ihm seine Bestimmung zu sein. Nach allseitiger Erwägung und Berathung mit den Lehrern am Gymnasium hielt man es fürs Rathsamste, über den Winter noch in St. Gallen zu bleiben, um dann im Frühling an die Universität Zürich zu gehen. Wilhelm besuchte also nochmals einzelne philologische Fächer in der sechsten Classe als Repetent und daneben nahm er Privatstunden im Französischen, Italienischen und Englischen, in der Mathematik und im Zeichnen, in der Musik (Generalbaß und Clavierspiel) und in der Einleitung zur Philosophie. Der Frühling kam und Wilhelm eilte noch einmal zu seinem geliebten Waldmann, der inzwischen auf die Pfarrei Buchholz bei Freiburg übergesiedelt war. Von dort langte er bald, mit guten Vorsätzen ausgerüstet, in Zürich an, allwo er den 26. April 1839 als philosophiae studiosus an der Universität immatrikulirt wurde.

IV. Wilhelm auf der Universität in Zürich.

Wer wollte auch nicht gerne in Zürich leben, an dem grünblauen See, dessen anmuthige Ufer ringsum einen Kranz von wohlhabenden Dörfern bilden und den im mittäglichen Hintergrund die majestätischen Hochalpen abschließen! Der Zürichberg auf der einen Seite und auf der andern der Uetliberg bieten schöne Spaziergänge und eine großartige Fernsicht auf die Firnen und Gletscher der Schweiz, während das Limmatthal nach Norden ein freundliches Gelände öffnet. Der sinnige Wilhelm, wohlig im Gefühl der akademischen Freiheit, wanderte gern in der Natur umher: „Es weckt immer die Liebe zum Vaterland, das patriotische Feuer, wenn ich auf der Spitze eines Berges eine weite Gegend überschaue, mit dem Gedanken, dieses Land ist die Schweiz, dein Vaterland: es ist so schön, wären es doch die Menschen darin auch! Und mit diesem Gefühle, das mich unnennbar beglückt und doch so wehmüthig stimmt, ist immer der Entschluß in meiner Brust verbunden, dem Vaterlande mich zu weihen, die Kunst der Musik darin zu heben und durch Vaterlandslieder und Gesang und Aufführungen auf die Mitbürger einzuwirken:

der Gedanke wäre so schön, so herrlich!" Es lebte überhaupt eine tiefe Liebe zum Vaterlande in ihm; schon als Knabe in Ueberlingen, wenn man ihm die Schweizer verkleinern wollte, vertheidigte er sie lebhaft, und in spätern Jahren bildete jene Liebe zur Heimath einen Grundton seiner Arbeiten. In das erste Jahr seines Aufenthaltes in Zürich fiel die Revolution am 6. September, zu welcher die Berufung von Dr. Strauß als Professor der Theologie die Veranlassung geboten hatte. Die meisten Studenten und so auch Wilhelm sympathisirten mit der liberalen Richtung und stellten sich der Regierung zur Verfügung, die ihnen aber keine Waffen gab. Der blutige Vorgang machte, auch für seine religiöse und philosophische Lebensanschauung einen bleibenden und der Kirche entfremdenden Eindruck auf ihn. „Man kam ganz aus seinem Leben heraus, die Collegien hörten auf", und an seine Schwester schrieb er: „Ich möchte bald aus lauter Religion von keiner Religion mehr etwas wissen." Der fröhliche Humor und die musikalische Begabung öffneten ihm die geselligen Kreise und schufen ihm viele Freunde. Das gab aber seiner Schwester wiederholt Veranlassung, ihm größere Sparsamkeit mit den Ausgaben ans Herz zu legen: der junge Wein war in Gährung! Und doch lebte in dem jungen Wilhelm auch schon

sehr viel Lebensweisheit. Er schrieb ein andermal an seine liebe Schwester: „Du gibst Dich in allen Lagen, die Dein Gemüth mehr als gewöhnlich bewegen, zu heftigen Eindrücken hin, seien sie nun freudig oder schmerzlich. Es ist dieß eine Erscheinung, die Du bei sehr vielen Menschen findest. Es ist diese heftige Bewegung des Gemüthes gerade das Gegentheil von jener practischen Lebensklugheit, die ich Dir anempfohlen habe. Es ist wahr, wenn Du das Leben, wie es ist, der Phantasie beraubst, so wird es matt und prosaisch; doch gestatte der Phantasie keinen so hohen Flug, daß, wenn sie sich nicht realisirt, was das Gewöhnlichere ist, Du dann einem allzu bittern Schmerz anheimfällst, m. a. W. stelle Deine Hoffnung nie so hoch, daß deren Nichterfüllung Dich gänzlich unglücklich machen könnte. Hat man dieß über sich gewonnen, so erspart man sich manche bittere Täuschung. Halte Dich ans Reale und Dir wird besser sein, und trachte dem wirklichen Leben die schönste Seite abzugewinnen. Verlange wenig und Du wirst am ehesten zufrieden werden. Ich trachte, mir mein Leben so angenehm zu machen als möglich, ohne auf Unkosten Anderer glücklich werden zu wollen, und ich will so leben, daß ich es vor mir und meinem Gott verantworten kann, mag es dann kommen wie es will."

An der Universität hörte er Virgil bei Caspar Orelli, Alterthumskunde, Psychologie und bei Oken Naturgeschichte. Daneben studirte er Tacitus und Plato und deutsche Classiker und nahm auch französische und italienische Privatstunden; einige Zeit übte er sich im Fechten. Von Alexander Müller empfieng er Unterricht in der Musik, und der gewann ihn so lieb, daß er ihn zu sich ins Haus aufnahm. Unter seinem Einflusse wuchs in Wilhelm der Gedanke, sich ausschließlich der Musik zu widmen und eine Künstler-Laufbahn zu betreten, zum Entschlusse, und es gaben auch die Verwandten ihre Einwilligung dazu. Es wurde mit A. Müller ein Lehrvertrag abgeschlossen auf drei Jahre.

Wilhelm hatte in Müller aber nicht bloß einen ausgezeichneten Lehrer gefunden, sondern auch einen Freund, der ihn mit väterlichem Ernste von leichtsinniger Zeitverwendung abzunehmen und mit Liebe und Weihe für die Kunstaufgabe zu erfüllen suchte. Wilhelm war etwas schwer an die conventionellen Sitten zu gewöhnen. „Es war dumm von mir, daß ich das Fräulein nicht darum bat, fürs Concert den Flügel zu leihen; das ist allerdings wahr, aber als ich merkte, daß sie nur deßwegen vom Concert zu reden anfieng, sagte ich geflissentlich nichts; denn

sie braucht mich nicht also darauf hinzulupfen und nachher dann das Gespött zu haben. Solche Fräuleins sind mir so verhaßt, ich finde sie so abgeschmackt, daß ich gerne wollte, der Teufel holte sie alle zusammen. Da glauben sie, die ganze Welt zum Narren zu halten und führen am Ende doch nur sich an. So sagt sie immer, wenn wir spielen, ich werde recht Langeweile haben, und wenn ich gehe, sagt sie, ich möchte ja recht bald wieder in diese Geduldsprobe kommen, während es ihr so wenig Ernst ist als mir, wenn ich sage, es sei mir s'größte Vergnügen. Während sie sich nicht die geringste Mühe gibt, ordentlich zu spielen, auf alles in dem Zimmer eher achtet als auf die Noten, wem sollte da nicht die Geduld ausgehen! Und doch muß ich hingehen; es sei nicht recht, solche Häuser zu vernachläßigen, wo man eingeführt ist, sagt Müller, und deßhalb muß ich es mir gefallen lassen. Wäre ich nur nicht so blöd, so schüchtern, so ein Dummkopf, dann wollte ich solchen Engelsgeschöpfchen schon ihre schlechten Witze erwiedern und sie ganz charmant an der Nase herumführen. Aber unser liebe Herrgott hat mir zu wenig Kühnheit gegeben; vielleicht daß die Uebung nach und nach einbringt, was die Natur zu wenig gethan hat. Ich war diesen Abend so aufgebracht, theils auch gegen mich selbst, daß ich beinahe Lust

gehabt hätte, die Künstler-Laufbahn aufzugeben, nur wegen des verfluchten Hofmachens, wenn's einem nichts drum ist. Aber jetzt bin ich wieder bei Verstand und wieder voll Feuer für die Kunst: der Mensch muß eben lernen, sich zu überwinden. Hab schon so manchen schönen Traum, so manche schöne Idee der Hyder Convenienz, dem Anstand, dem Weltton aufopfern müssen. So z. B. ging ich diese Woche in einem Filz umher: ich kam mir vor wie ein Narr unterm Hut; es rappelte aber auch manchmal darunter. Doch jetzt bin ich wieder froh und heiter, die Sonne scheint, der Frühling kommt und der alte Gott lebt noch!"

Der Musik-Unterricht von A. Müller bezog sich zunächst aufs Clavierspiel. Wilhelm war hinsichtlich des Lesens und der technischen Fertigkeit bereits ein trefflicher Pianist. Nun mußte aber seine Hand noch besser zuweggerichtet, fast anatomisch verarbeitet werden, um sie für den elastischen Anschlag, für Weichheit und volle Kraft recht gefügig zu machen. „Ich spielte die Tonleiter wohl 250 mal nach einander, so daß ich so ermüdet war, daß ich keinen Finger mehr rühren konnte." Noch mehr Aufmerksamkeit und Schule wurde auf den Vortrag, auf die geistige Auffassung der Composition und auf getreue, schöne

ausdrucksvolle Wiedergabe derselben verwendet. Die alten Meister, ganz besonders Beethoven, bildeten den Mittelpunkt. Daneben richteten sich die Uebungen auch aufs freie Phantasiren. „Wenn ich phantasire, müsse ich mich ja recht einfach bewegen, einfache Themata und ja nicht so viele Dissonanzen und Septimenaccorde; schöne Durchführung der Dreiklangsharmonien, den Baß beschäftigen, keine zu schweren Figuren wählen, nichts Lärmendes und Prahlendes, um Effect zu machen, sondern Adagios. Die Natur habe mir Talent zum Phantasiren gegeben, aber ich solle keinen Mißbrauch machen und nicht phantasiren zwischen dem Einstudiren und den Fingerübungen. In Gesellschaft soll ich leichte Stücke spielen und doch brillant gefällige, nicht so phantasiren und nichts Klassisches, wo man es nicht versteht." So suchte Müller überall aufs Gediegene hinzuwirken und gieng mit virtuosem Beispiel voran. „Heute Abend, schrieb Wilhelm in sein Tagebuch, phantasirte er lange auf seinem Flügel. Er hat seine besondere Kraft in Octavenpassagen, Trillern, Tremolos und Hervorhebung der Melodie; die linke Hand ist sehr geübt. Er bringt in jeder Phantasie ein Andante oder Adagio, mit einfacher, fließender, gemüthansprechender Melodie, oft italienisch, mit runden Verzierungen, Trillern, chromatischen Ton-

leitern und dann ein bedeutendes Tremolo; darauf schöner vierstimmiger Satz, einfach schön; dann einige contrapunktische Figuren, worin die linke Hand sehr glänzt, und Allegro, mit Octavenpassagen, feurigen und raschen Harmonienfortschritten, Sprüngen, Arpeggios und vollen Accorden und Tremolos auf Einen Schlag, mit Modulationen, ohne hervortretende Melodie. Oefter legt er die Melodie in den Baß, oben einfache Accorde, in Triolen oder Sechszehnteln. Oft läßt er die Melodie im Sopran und Tenor in Octaven gehen, was sich reizend macht. Sein Allegro ist feurig und kühn. Die Phantasie sprudelt, reich an Ideen, von einem Gedanken zum andern, weniger sie festhaltend und länger durchführend. Kraft und Tonfülle und Rapidität bezeichnen sein Spiel, es resonnirt, daß der Boden zu zittern scheint, und die Luft schlägt Einem ordentlich ans Ohr. Wann ich ihn phantasiren höre, so entmuthigt es mich ungeheuer, weil ich finde, wie nichts ich kann; und doch begeistert es mich wieder, es spricht mich Alles so vertraut, so bekannt an, oft errathe ich seinen Ideengang zum Voraus, seine Toncombinationen: freilich macht Einen das öftere Anhören vertrauter damit; darum soll man trachten, verschiedene Meister zu hören, weil jeder seine Eigenthümlichkeit hat und Neues bietet. So auch Wald=

mann: an ihm gieng ein musikalischer Stern verloren, ich behaupte es immer; seine Phantasie zeugt von Genie und Originalität. Ich wünschte sie einmal Beide phantasiren zu hören, es wäre ein Göttergenuß!" — Neben dem Clavier vergaß Wilhelm die Orgel nicht. Als er Mendel von Bern im Neumünster spielen gehört hatte, schrieb er: „Die Orgel ist ein herrliches Instrument. Auf ihr mich auszubilden, zieht mich fast noch mehr an als das Clavier. Ich will es auch, wenn ich einmal Fuge und Contrapunkt absolvirt habe. Die Orgel kann mich weinen machen wie ein Kind." Er nahm auch das Violin wieder zur Hand, aber ohne längere Ausdauer.

Zum Zweiten umfaßte Müllers Unterricht die Theorie der Tonkunst und die Compositionslehre. Es wurden die Schriften von Marx zur Grundlage genommen, zum Theil nur um die Kritik daran zu üben, und anderseits wurden Generalbaß, Harmonik, Fuge, Contrapunkt, Modulation und Composition mittelst Zergliederung klassischer Tonwerke zur Veranschaulichung gebracht. Müller und Wilhelm hatten übrigens viel mehr Sinn und Neigung für concrete, schöpferische Gestaltung als für abstracte Theorie. Allmälig entwickelten sich die eigenen Versuche im

Componiren: Müller war sehr streng in der Beurtheilung der jungen Producte. Das machte Wilhelm bisweilen ganz muthlos. „Ich war in der Soiree sehr langweilig für Alle, es ist mir eben nie recht wohl bei diesen Zweifeln an meiner Zukunft und jetzigen Lage. Ich kann mir nicht denken, daß Müller noch Freude an meinem Unterrichte haben kann, nichts gelingt mir recht, was ihn und mich entmuthigen muß." Müller dachte freilich anders und seine strenge Schule war in anderm Sinne eben nur sehr wohlgemeint. In jener Zeit componirte Wilhelm einen Walzer für Flöte, einen Galopp für türkische Musik, sechs Originalländler und mehrere Lieder für eine Singstimme: sie blieben Manuscript.

Die dritte Richtung von Müllers Musikschule berührte die Leitung von Gesangvereinen. Hier kann sich die Directionskraft üben und erproben; der Dirigent arbeitet sich ins Ganze und ins Detail der Compositionen hinein, er lernt die Stimmen führen und verbinden, er sieht, wie der Componist die Stimmmittel weise und schön verwendet, oder wie er sie mißkennt und mißbraucht. Es gibt keine bessere praktische Ausschulung für Liedercomposition als die Leitung eines Gesangvereins, und ein gewissenhafter Director lernt in der Einübung seiner eigenen Com-

positionen ihre Vorzüge und Fehler am sichersten erkennen. Es war ein wahres Glück für Wilhelm, daß A. Müller sowohl einen gemischten Chor — den Müllerschen Gesangverein — als den Sängerverein der Stadt Zürich als Männerchor dirigirte. Wilhelm trat als Mitglied in diese Vereine ein, sah wie sein Meister die Aufgabe behandelte, und bald war er in Verhinderungsfällen sein Stellvertreter, als welcher er sich durch Ernst und Präcision auszeichnete. Wilhelm übernahm auch die Leitung des Studenten Gesangvereins und wirkte in der Allgemeinen Musikgesellschaft unter dem Capellmeister von Blumenthal hülfreich mit, theils mit Liederbegleitung, theils mit Leitung von Gesangchören, theils mit selbständigen Concertvorträgen auf dem Pianoforte.

So flogen die drei Lehrjahre um und am 8. Juli 1842 nahm Wilhelm von Müller und Zürich Abschied. Die Vereine beschenkten ihn und toastirten auf sein Wohlergehen. Das Zeugniß von Müller lautete: „Wilhelm B. hat sich während der ganzen Zeit zu meiner vollkommensten Zufriedenheit betragen. Kräftig unterstützt von angebornem Talent, hat er durch angestrengten und unausgesetzten Fleiß die bedeutendsten Fortschritte gemacht, während er auch in sittlicher Beziehung stets einen tadellosen Charakter

gezeigt hat, der ihm viele Freunde und eine ehrenvolle Stellung in unserer Stadt erworben hat. Er hat das Clavierspiel nach alter tüchtiger Schule erlernt, verbunden aber mit den Anforderungen, welche die heutige Zeit an ihre Virtuosen macht, und er befähigte sich ebensowohl für die klassischen Werke Hummels und Beethovens als für die Bravourstücke eines Thalberg und Liszt. In der Composition studirte er die Harmonielehre in allen ihren Theilen, einfachen und doppelten Contrapunkt, Imitation und Fuge. Durch Leitung mehrerer Vereine bildete er sich zum gewandten Director und sowohl in dieser Stellung, als auch als Solospieler und Componist gab er bereits so genügende Proben, daß ich ihn nunmehr meines Unterrichts entlassen darf, überzeugt, daß er selbständig seinem Talente die gebührende Geltung wird verschaffen können."

Das schönste Zeugniß aber stellte er sich selbst aus durch sein Opus 1: „Sechs Lieder für vier Männerstimmen", das noch vor seinem Abgang erschienen war. Silcher in Tübingen schrieb darüber: „Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank für die gütige Zusendung. Dieses Opus 1 wird mir immer ein schätzbares Andenken bleiben, von dem mich sämmtliche Nummern angesprochen haben, namentlich No. 6

(„Ueber die Aehren kräuselnd geht leise"). Mancher Componist dürfte sich gratuliren, wenn sein Opus 10 so gut wäre wie Ihr Opus 1."

V. Wilhelm als Musiklehrer in St. Gallen.

Nunmehr im Begriff, irgendwo eine selbständige Stellung einzunehmen und sein Brod zu verdienen, wendete er sich ans heimathliche Waisenamt um die venia aetatis; aber das Oberwaisenamt lehnte das Gesuch ab, und so mußte Wilhelm mit der Volljährigkeit warten, bis er dieselbe gemäß der St. Gallischen Staatsverfassung mit dem angetretenen 24. Altersjahre erlangen konnte. Dagegen wurde er wegen Kurzsichtigkeit militärfrei erklärt, er trug sein Leben lang eine Brille.

Er schwankte anfänglich, ob er in Murten eine Musiklehrerstelle annehmen, oder ob er sich in Bielefeld in Preußen um eine solche ausgeschriebene Stelle bewerben, oder ob er St. Gallen zum Aufenthaltsort wählen wolle. Aus Anhänglichkeit an die Heimath und auch aus Berechnung entschied er sich für das letztere, und so kündigte er sich den 5. Novbr. 1842 in St. Gallen „den Freunden der Musik als Lehrer im Clavier, in der Theorie der Musik und im Gesange" an. Es wirkten in St. Gallen noch mehrere tüchtige Musiklehrer, die nicht gerade immer in bester

Harmonie zu einander standen, und so lag die Befürchtung nahe, daß auch Wilhelm in die Verstimmungen verflochten werden könnte, welche sich in solchen Städten nicht selten in kleinlicher Weise aus der Concurrenz zu entwickeln pflegen. Aber die persönliche Liebenswürdigkeit, mit welcher er die Leute so einzunehmen wußte, daß man ihm gleich Freund werden mußte, sowie ein kluger Takt bewahrten ihn vor der Gefahr, und er gewann bald eine geachtete und angenehme Stellung unter den Collegen. Mit den Stunden ging es indeß nicht so rasch, wie die junge Ungeduld geträumt hatte, und er klagte schon nach wenigen Wochen in Briefen an seinen Lehrer in Zürich, „es fehle den Industriegeistern aller Sinn für Wissenschaft und Kunst“; er dachte schon an München. Allmälig aber steigerte sich die Theilnahme, er bekam vollauf genug Clavierstunden, so daß er sich ordentlich durchbringen konnte und wieder rosiger Laune wurde.

Die allgemeinere Anerkennung sicherte er sich durch Concerte in Rorschach, Herisau und St. Gallen, wo er auch für Riedel bisweilen den „Frohsinn“ dirigirte. Ein Mittelpunkt musikalischen Lebens bildete sich in dem nahen Teufen, unter dem kunstsinnigen Schutze von Dr. Roth. Dort fanden sich die

Virtuosen wiederholt zusammen in herrlichen Stunden, und Kücken leitete den Gesangverein, der sich zu größern Aufführungen aus Paulus u. s. w. befähigte. Dabei gab es mitunter viel Humor, so einmal als Kücken an den Füßen frierend sich am Ofen wärmte, dann, die Stiefel wechselnd, die Hosen herunterzog und in den Unterhosen dasitzend fortwährend mit der rechten Hand die Probe seines Quartettes „der blaue Montag" dirigirte.

Auch der Liederquell im eigenen Herzen wurde wieder wach; Wilhelm ließ „Sechs 4stimmige Lieder für Sopran und Alt" als Opus 2 erscheinen und componirte, theils vollendet, theils nur erst im Entwurf, noch viele andere Lieder, die erst in spätern Jahren ans Tageslicht kamen. In dem Gedichte von Novalis „Ich sehe Dich in tausend Bildern, Maria" concentrirte sich seine damalige Seelenstimmung; wo er immer in der freien Natur herumzog, die er so innig liebte, über den Gäbris, auf dem Rosen- und Rorschacherberg, durch Wald und Flur und unterm Sternenschimmer, überall erklang derselbe Ton in ihm. Seine Marie aber lebte in der Ferne, eine Frau, die er mit schwärmerischer Verehrung liebte, und sie hinwiederum suchte den jüngern Wilhelm für die Künstlerlaufbahn anzu-

treiben und ihn in der idealen Auffassung der Lebensaufgabe zu bestärken. Dieses reine, romantische Herzensverhältniß, das sich von 1840 bis 1847 verfolgen läßt und das auf Wilhelms Studiengang sehr mitbestimmend eingewirkt hat, bildete damals den Grundton seiner Stimmungen und gestaltete sich mannigfaltig zum Liede heraus. Späterhin versank Marie in schweres Unglück und in geistige Nacht.

Wilhelm trat zu Kücken in nähere Beziehung, er legte ihm seine jungen Compositionen, die in St. Gallerblättern und im Stuttgarter Morgenblatt bereits aufmunternde Anerkennung gefunden hatten, zur Beurtheilung vor. „Kücken war sehr freundschaftlich und hatte die Güte, mit mir meine Männerquartette zu durchgehen. Er corrigirte Manches, gut und mit Recht; tadelte bei mehrern Verstöße gegen das Deklamatorische, bei andern Fehler in der Melodie, die oft zu monoton sei, öfters zu hoch, und sagte, daß überhaupt die Melodie die Hauptsache wäre, und daß man auf sie nicht genug Rücksicht nehmen könne. Er war sehr genau und corrigirte mit Einsicht und Liebe. Er rieth mir, Mehreres umzuarbeiten und gab selbst die Ideen, indem er dazu sang und die Harmonien auf dem Piano suchte, was mir auffiel, denn er griff oft ganz

falsche Accorde zu den Tönen, die er sang, und mehrere Male zeigte ich ihm gleich die Harmonie, die paßte. Viele seiner Gründe sind richtig, wobei ich mich nur verwundere, daß mich A. Müller, als ich ihm die Lieder zeigte, nicht darauf aufmerksam gemacht hat. Ich sehe daraus, wie viel mir noch beim Componiren an ästhetischem Gefühl abgeht und wie ich noch nicht selbständig darin bin, daher ich so sehnlich wünsche, unter einem tüchtigen Lehrer und Componisten meine Studien, selbstschaffend und componirend, also praktisch zu vollenden.“ — Müller hinwiederum schrieb ihm: „Daß Dir Kücken verdankenswerthe Winke gibt, glaube ich gerne, denn auch mir gab er solche, wie er sie auch von mir annahm und benutzte, und das ist eben das wahre künstlerische Zusammenwirken. Er hat sehr viel Routine und Geschmack, der durch so viel Hören auf einen hohen Punkt ausgebildet wurde. Dagegen weiß er vom Contrapunkt gar nichts und ist auch in der Harmonie viel zu frei, wenn's nur klingt.“ — Wilhelm vertiefte sich mehr und mehr in das Studium der Compositionen von Mozart und Beethoven, suchte auf dem Pianoforte noch mehr selbständige Meisterschaft zu gewinnen, übte sich selbst auch fleißig im Gesang und nahm bei Professor Greith Violinstunden.

Daneben beschäftigte er sich mit der deutschen Literatur, in welcher er wie eine Biene die süßesten Blumen aufzufinden wußte, und mit religionsphilosophischen Fragen. Sein Glaubensbekenntniß faßte sich allmälig in dem Satze zusammen: „Die Religion ist die Liebe, zur Verwirklichung des Wahren, Guten und Schönen", und mit dieser ethischen Auffassung setzte er sich über die confessionellen Formen hinweg. Sein liebster Studienfreund war ein protestantischer Theologe, der ihm, nach bestandenem Examen, aus Zürich nach St. Gallen schrieb: „Es scheint zwar, man habe auf dem Standpunkt, auf dem ich jetzt stehe, viel errungen und dürfe nun leichter ins Leben hinausblicken, und doch geht ja meine Lebensaufgabe erst jetzt an, und der Himmel allein weiß, wie schwer oder wie leicht ihre Erfüllung mich ankommen wird. Indessen ist es immer ein Glück und eine theure Errungenschaft, zu einem schönen Berufe sich bereitet zu haben und einen bestimmten Wirkungskreis zu betreten; darum ist es mir jetzt wohler zu Muthe als vorher, obgleich die schönen, harmlosen Studienjahre geschwunden sind und ich nun bald vor Gott und der Welt mehr werde zu verantworten haben als blos meine eigene Seele. Uebrigens will V. D. M. sagen verbi divini minister und nicht magister, denn das göttliche

Wort läßt sich nur dienen, aber nicht meistern. Darum heißt auch Dein geistliches Oberhaupt, der Schlüsselverwalter in Rom, nicht magister, sondern servus servorum Domini."

Mit A. Müller in Zürich blieb er fortwährend in freundschaftlichem Verkehr; derselbe besuchte ihn öfters in St. Gallen, gab ihm manchen väterlichen Rath und lud ihn wiederholt zu sich ein nach Zürich. „So wenig Du es durch Deinen letzten Brief verdient hast, daß ich Dich noch einmal einlade, so thue ich es doch hiemit und erwarte Dich also bestimmt am Sonntag Morgen, der Hausschlüssel soll am gewöhnlichen Orte liegen. Die Schröder gibt den Fidelio und Thalberg sein Concert. Wenn Du aber noch einmal so viel Complimente machst und zehnmal anfragst, ob Du auch nicht ungelegen kommest, so will ich nichts von Dir wissen: Du sollst mein Haus als das Deinige betrachten und wirst künftig einfach schreiben, daß Du kommst und damit Punktum." Wilhelm besuchte während des St. Galler Aufenthaltes sein geliebtes Zürich sechsmal und hörte dort unter anderm die Schöpfung, den Tod Jesu und Fidelio. Bei diesen Besuchen kam der Gedanke, sich in größern Städten Deutschlands noch weiter für Musik auszubilden, zur Berathung und, da ihm

sein Bruder Joseph einige Unterstützung zusicherte, auch zur Ausführung. Er dachte zuerst an das Conservatorium in Leipzig, nachher aber entschied er sich für Berlin.

Am 7. October 1844 gab er in St. Gallen, unter der Mitwirkung von A. Müller und Professor Greith sein Abschiedsconcert. Die Musikfreunde hatten mit folgendem Inserate dazu eingeladen: „Das Programm bringt auch mehrere Nummern von den beliebten, eigenthümlichen Compositionen des Künstlers. Herr B. quittirt eine geachtete Stellung, die er sich in kurzer Zeit in St. Gallen als Lehrer des Clavierspiels geschaffen hat, um die größere Musik in Deutschland zu studiren. Er hinterläßt zahlreiche anhängliche Schüler und ist vermöge seiner besondern Dienstgefälligkeit auch sonst für den musikalischen Sinn und Geschmack bei uns wirksam gewesen.“ Das Concert trug ihm netto 100 Gulden ein; der Koffer wurde geschnürt, der Gemeindrath von St. Gallen fertigte nach damaliger Stylart die Urkunde aus, daß „derselbe an keinen politischen Gesellschaften und Vereinen Antheil genommen und sich überhaupt stets lobenswerth betragen habe“, und am 19. October trug ihn der Postwagen von dannen.

VI. Wilhelm in Berlin.

Die Reise führte natürlich über Zürich, wo Wilhelm noch ein Concert im Casino gab, um sich das Reisegeld etwas zu verbessern. Von da nach Heklingen: „Ich überraschte Waldmann ganz ausgezeichnet; er kannte mich kaum in meinem Narrenhute, wie er sagte. Er spielte mir viele Lieder aus seiner Gesangschule, die sich in Erfindung und lebhaftem Rythmus auszeichnen. Er ist immer noch der liebe, heitere Mann wie früher, die Herzensgüte selbst, daß es einem recht wohl bei ihm ist. Meine Compositionen machten ihm viel Freude und ich fand bei ihm viel Aufmunterung. Er lebt ganz nur seiner Gemeinde; das Verhältniß zwischen ihm und den Pfarrkindern ist rührend; innig und hingebend widmet er sich ganz ihrem Seelenheil." Dann gieng's den Rhein hinunter, von Mainz zu Schiff an den Burgen, Felsen und Rebgeländen vorbei und in Cöln zog ihn der Dom mit den schlanken Säulen, den hohen Gewölben himmelan. „Doch wie klein ist das Alles gegen mein schönes Vaterland mit den hohen Firnen, mit den Gletschern und Thälern und Seen. Ich konnte eine leise Sehnsucht, die mich

wieder zurückzog, nicht ganz verdrängen. Ich sah den alten Dom, erhabener Anblick, wie da Alles himmelan strebt, als ob die Seele mitfliegen sollte und doch, Maria! unsere Zeit ist eine andere. Wer den Geist des Mittelalters recht erkennen will, der schaue den Cölner Dom. Aber in unserer Zeit ein mit Blau, Roth und Gold restaurirtes Mittelalter — ist beinahe lächerlich. Die Freiheit aller Völker sei unsere Religion und jede Brust sei ein Altar, wo ihr geopfert wird. Nicht auf ein jenseitiges, nein auf dieses Leben, auf Hebung und vernunftgemäße Entwicklung des Menschengeschlechts sei unser Streben und Wirken gerichtet: der Himmel wird sich dann schon finden."

Am 11. November traf er in Berlin ein, wo er nun seine letzte musikalische Ausbildung finden sollte. „Ich war so glücklich, Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy nach fünf vergeblichen Versuchen endlich zu treffen. Er ist ein Mann von hoher Liebenswürdigkeit, freundlich heiter, er spricht gut und geistreich. Ich brachte ihm erst ziemlich schüchtern mein Anliegen vor, was mich hieher führe, daß besonders sein Name mich angezogen habe und daß ich nun zu großem Bedauern vernehme, daß er im Begriffe sei abzureisen, und bat ihn um seinen Rath für meine

Studien. Er rieth mir von Marx und der Academie ab, Capellmeister Taubert wäre der Einzige, den er mir vollkommen empfehlen könnte, als Lehrer für Piano wie für Compositionen gleich tüchtig. Er werde zwar Schwierigkeiten machen, weil er sehr viel zu thun habe, aber er versprach mir, sich selbst für mich bei ihm zu verwenden. Mein Muth wuchs und ich wagte ihm meine Verehrung für ihn und seine Meisterwerke auszusprechen, wie sie für mich eine reiche Quelle der Belehrung und der Studien gewesen seien. Er fragte, was ich spiele und ob ich nichts auswendig könnte. Da spielte ich ihm auf einem schönen Pianino mein Andantino; er sprach sich sehr anerkennend darüber aus und sagte, er wisse wirklich nicht, was ich betreffend das Clavierspiel noch zu lernen hoffe. — In einer Familien-Soiree spielte er dann zwei Sonaten Beethovens und mehrere Lieder ohne Worte. Wie mich das Spiel begeisterte, davon haben Sie keine Vorstellung; jeder Ton, perlend unter seinem kräftigen und doch zarten Anschlag, drang tief in die Brust ein und weckte die reizendsten Bilder. — Bald nachher verließ er Berlin, nachdem ich noch eine Symphonie-Soiree und sein Oratorium Paulus unter seiner Direction in meisterhafter Vollendung gehört hatte." Die Stunden bei Taubert kamen zu Stande, à 2 Thlr., und Wilhelm fand in

ihm sowohl einen ausgezeichneten Lehrer im Piano als auch einen gründlichen und strengen Beurtheiler seiner bisherigen Compositionsversuche; auf seinen Rath arbeitete er Mehreres um. Diese Bekanntschaften, sowie Empfehlungen von Zürich aus verschafften ihm Eingang in höhern Kunstkreisen. Frau Dr. Birch-Pfeiffer schrieb ihm ein Billet: „Darf ich Sie beim Wort nehmen und Sie bitten, zu mir zu kommen, um der besten Norma zu accompagniren, die Sie je gehört haben? Es wäre recht liebenswürdig von Ihnen." Wilhelm kam und die Sängerin der Norma, die er zu accompagniren hatte und von der er nachher schrieb: „Sie hat die schönste Stimme, die ich je gehört, unvergleichbar, vollkommene Ausbildung aller Töne, langer Athem, unglaubliche Reinheit, wunderlieblich und entzückend" — war Jenny Lind; es war die Vorübung auf die Aufführung im Opernhause, wo sie ihre Triumphe feierte. Er hörte sie auch wiederholt in Soireen schwedische Nationallieder singen, so einmal bei Alex. Mendelsohn: „Da hatte ich das Vergnügen und den Muth, J. Lind zur Tafel zu geleiten, eine liebe Erinnerung! Die Tafel war brillant, feine Speisen, verschiedene Arten Eis, Backwerk in Fülle und feine Weine: Muscat, Burgunder, Rheinwein und Champagner. Es war sehr fein, alles luxurios, geschmackvoll

decorirt, Bediente in Livree und weißen Handschuhen: bei uns hat man keine Idee davon, mir war alles ganz neu, doch gieng es ganz ordentlich, doch fühlt man sich etwas unbehaglich, besonders ein Schweizer, es ist eine zu fremdartige Sphäre."

Was er nur immer an Opern hören konnte, an Symphonie-Soireen, an geistlichen Concerten in der Singacademie, an Oratorien, nebst Antigone, an Quartett- und Trio-Soireen, an Kirchenmusik um Weihnachten im Dom, an Aufführungen in Kroll's Garten, — alles suchte er aufs fleißigste zu benutzen. Daneben studirte er die Kunstsammlungen mit großer Aufmerksamkeit und schärfte durch Notizen sein Auge und Urtheil. „Ich bin hier, schrieb er an seine Schwester, sehr glücklich. Mitten im geräuschvollen Berlin lebe ich mit, genieße, schwelge in hohen Kunstgenüssen, steige in die glänzenden Concertsääle, in die Opern- und Schauspielhäuser, dann in die Vergnügensorte, wo Musik zur Heiterkeit stimmt, wo man das Berliner Leben etwas kennen lernen kann, besuche von Zeit zu Zeit die Gemäldegalerie, die Antiken- und Kunstsammlungen, und ziehe mich dann wieder auf mein Zimmer zurück, präge die verschiedenen Eindrücke meinem Gedächtniß ein und bringe sie durch ruhige Betrachtung und Nachdenken

zu klarerm Bewußtsein. Gleich der Schnecke, welche ihr Häuschen verläßt, mühsam auf Höhenpunkte kriecht, um sich des lieben Sonnenlichts zu freuen, so verlasse ich mein stilles Gemach, stürze mich in das Getümmel, sehe, beobachte, höre mit offenem Sinn, und Abends spät kehre ich heim und schließe mich ein in meiner Gedankenwelt. Oft auch fliegt in diesen einsamen Nachtstunden der Gedanke in die Ferne zu lieben, theuren Freunden: die Hand greift unwillkührlich in die Saiten und es ertönen süße Klänge, gewiegt in sanften Träumen, und dann taucht eine alte liebe vaterländische Weise auf, erst zart und leise, süßverlockend, und durch die Seele ziehen liebliche Bilder, ferne Gegenden, die Sehnsucht wird lebendiger und die Töne immer voller, begeisterter, und endlich bricht es los in schweren Accorden und breiten Harmonien und lautauf jauchzt es, der ferne Sohn singt seinem Vaterland — und in der Fremde ist ihm als wäre er in seiner Heimath, mitten in dessen Leben und Weben — doch die Töne verklingen und nur in der Brust tönt es noch lange nach, bis die Seele zuletzt einschläft, von lieblichen Bildern umspielt."

Mitten in der reichen Fülle von Beobachtungen, Genüssen und Studien mußte die eigene Composition

für den Augenblick zurücktreten; wo die Reception fast im Uebermaß angestrengt wird, muß die Produktion naturnothwendig schweigen. Wilhelm täuschte sich selbst über die Ursache und befürchtete bald, der Liederquell sei vertrocknet. „Ich habe Ursache, mit mir recht unzufrieden zu sein, das Schaffen will nicht recht gehen; es ist als ob meine Phantasie ganz eingefroren sei in diesem kalten, öden Berlin; es fließen keine Melodien und habe ich eine gefunden, so stockt sie in der Bearbeitung, in der Ausführung. Ich bin darüber so trostlos, oft so traurig und trübe gestimmt, und dann erfaßt mich ein unendliches Heimweh — und doch scheue ich mich vor der Rückkehr: meine Freunde haben Erwartungen von mir und glauben, was da herauskomme, und am Ende war Alles Täuschung: Gott ich kann es nicht ertragen!"

Diese Stimmung verwandelte sich aber sogleich wieder in den köstlichsten Humor, wenn er sich im Kreise seiner Freunde Dr. A. Roth, Flugi, Heer und andern Schweizern, die damals in Berlin studirten, gemüthlich aussprechen konnte. Die jungen Geister nahmen lebhaften Antheil an den politischen Vorgängen in der Heimath. Die Freischaaren waren im December 1844 in Folge der Jesuitenberufung in Luzern eingefallen, aber von den Regierungs-

truppen zurückgeschlagen worden; es organisirten sich neue größere Freischaarenzüge und es gieng die höchste Aufregung durch die Schweiz, die dann später den Sonderbundskrieg und die Gestaltung der neuen Bundesverfassung zur Folge hatte. Auch in Wilhelm pulsirte die patriotische Theilnahme und zog seine Gedanken der Heimath zu. „Wir leben, schrieb er am Neujahrstage 1845, in einer bedeutungsvollen Zeit: das Bedürfniß des Fortschrittes, der freiern Entwicklung des menschlichen Geistes äußert sich allgemein: Emancipation von Vorurtheilen im religiösen, politischen und socialen Gebiete ist die Lebensfrage der Menschheit; Wahrheit, Freiheit und Recht das Ziel ihrer Bestrebungen. Ein ernster Kampf für diese Ideen ist nicht auszuweichen; der Ultramontanismus bietet seine äußersten Kräfte auf, die Herrschaft zu erringen über allgewaltig fortschreitende Bildung. Es thut Noth, daß jeder Einzelne sich in die Reihe stelle und mit Muth und Ausdauer auftrete und wirke für die gute Sache. In meinem Innern wird es immer klarer und bewußter, was ich soll, ich schaue mit sicherem Blicke auf mein Ziel und meine Bestimmung: Ich werde zurückkehren in mein theures Vaterland, mir dort eine Stellung zu erringen trachten und in dieser für die Idee der Freiheit, dem Inbegriff alles Schönen und Wahren,

wirken und kämpfen. Denn auch die Kunst nimmt regen Antheil an diesen Fragen, auch sie soll jene Ideen verherrlichen, und nur der ist ein wahrer Künstler, der auf der Höhe der Zeit steht."

Die Freunde in Zürich wurden freilich besorgt, als sie vernahmen, daß Wilhelm Berlin alsbald wieder zu verlassen gedenke. Sie legten es ihm ans Herz, was er seiner Bestimmung schuldig sei und wie die Kunst eine weitere kosmopolitische Heimath habe. Fast bitter schrieb ihm A. Müller: „Nur der Adler ist dazu geboren, zur Sonne emporzusteigen, der geringere Vogel liebt den niedrigern Flug; es schmerzt mich nur, daß der geborne Adler seine Natur verläugnen und zur Krähe werden will. Doch, fügte er bei, wenn Du denn wirklich heimkommen willst, so sollst Du den alten Freund an mir finden und ich werde fortwährend für Dich thun, was ich kann."

Es war alle Einwirkung umsonst, Wilhelm blieb auf seinem Entschlusse. Es mögen verschiedene Motive mitgewirkt haben: finanzielle Verlegenheit, er lebte aus entlehnten Geldern, die ihm auch weiterhin gerne vorgeschossen worden wären; aber es drückte ihn, Schulden zu haben, und er wollte durchaus aus dieser Lage heraus; — sodann ließen ihn die politischen

Kämpfe daheim nicht ruhig in der Fremde bleiben; — endlich sagte er, mit einem gewissen Gefühle der Sättigung, zu sich selbst, daß nun die Zeit des innern Schaffens, der Sammlung gekommen sei und daß es für productive Gestaltung besser sei, er kehre aus dem geräuschvollen Leben in die gemüthliche, heimische Werkstätte zurück. „Ich rede nicht gerne darüber, erwiederte er seiner Schwester, es genüge Dir, daß schöne Hoffnungen in meiner Brust leben, die mich begeistern und heben, und mit frohem Bewußtsein gehe ich meiner Zukunft entgegen. Zudem bin ich dann von euch Lieben Allen nicht so ferne, Eure Theilnahme wird mich begleiten in meinen Bestrebungen. Ihr traget durch herzliche Liebe mit mir verbunden Leid und Freud und dieß Gefühl hat so viel Tröstliches und Beglückendes, daß ich es durch weite Ferne nicht missen möchte: denn lieben und geliebt zu werden ist am Ende doch des Lebens höchstes Glück!" In diesen Worten klingt wohl noch ein anderes Motiv hindurch, das Wilhelm als ein stilles Geheimniß bei sich getragen hat.

Am 26. Februar 1845 nahm er von Berlin Abschied. Er verweilte noch einige Zeit in Leipzig, wo er die Gewandhausconcerte besuchte und den Director Netzer näher kennen lernte. Dann in Dresden mit

der herrlichen Gemäldegalerie und der ausgezeichneten Oper, nebst Concerten unter R. Wagners Direction, der ihm zum Abschied die Partitur seines Fliegenden Holländers gab. Endlich in München, wo er unter Lachners Direction mehrere Opern und Odeons-concerte, sowie die Liedertafel unter Director Kunz besuchte und daneben an den Kunstwerken der Pinakothek und Glyptothek, in Kaulbachs Atelier und an den Kirchenbauten sein Herz erfreute. — Nachdem er noch Rorschach und St. Gallen begrüßt hatte, langte er den 26. April wieder in dem vielgeliebten Zürich an und schlug daselbst sein Domicil für immer auf.

Wilhelms Meisterjahre.

Wilhelms Meisterjahre.

I. Wilhelm als Pianist.

Es war für einen jungen Mann keineswegs eine leichte Aufgabe, sich in Zürich als Musiklehrer eine selbständige Laufbahn zu gründen. Dort war von jeher auf dem Gebiete der Musik viel geschehen und es wirkten daselbst, als Wilhelm seine Niederlassung nahm, bereits vorzügliche Lehrkräfte. Indessen setzte er mit frischem Muthe ein, sein Lehrer A. Müller bot ihm freundschaftlich die Hand und den sonstigen Gefahren, welche etwa die Concurrenz der Künstler zu begleiten pflegen, wußte er auch hier durch seine liebenswürdige und neidlose Persönlichkeit auszuweichen. Er wurde bald ein anerkannter und vielgesuchter Clavierlehrer und es blieb diese Bethätigung die eigentliche Brodquelle sein Leben lang. Er nahm in der Regel nur vorgerücktere Schüler an und ließ sich gut bezahlen; doch gab er ärmern, talentvollen Schülern auch unentgeldlichen Unterricht.

Wilhelm nahm es mit den Stunden ernst und gewissenhaft; er duldete keine bloße Tändelei, es mußte gearbeitet werden und vorwärts, und wo es aus Mangel an Talent oder Fleiß nicht gehen wollte, da ließ er die Stunden wohl auch fallen. Er hielt auf fertiges Lesen, auf exactes sauberes Spiel, auf weichen und kräftigen Anschlag, vor allem aber auf richtige Auffassung und Wiedergabe der Composition, wobei er in den technischen Bau derselben eingieng, in die Stimmungswelt des Componisten und in die Mittel und Wege und Eigenthümlichkeiten, mit denen er sie zum Ausdruck bringt. Die Schüler sollten es in allem Unterricht erkennen, daß die Musik eine Kunst ist, die mit Liebe und Geist gepflegt sein will. Es kam freilich auch manche müde Stunde über ihn, wo er das Gefühl hatte, daß er in mechanischem Abarbeiten seine beste Zeit verliere und daß darunter die frische Lust zu schöpferischem Schaffen leide. „O langweilige Stunden, schrieb er einst, ermüdende Spielerei und Mechanik, ohne Verständniß und Gefühl! O Mädchen wie könnt ihr so zwecklos euere Zeit verschwenden: warum so gedankenlos und baar alles tiefern Strebens? Reine Aeußerlichkeit, Mode, wie leider vorherrschend in Allem!“ Er hätte den größten Theil der Clavierstunden oft gerne weggeworfen und sie der Selbstgestaltung, der Compo-

sition gewidmet; aber das Leben mit den unerbittlichen Alltagssorgen stand vor der Thüre und die Poesie mußte der Prosa weichen. Doch entschädigte ihn auch wieder manche glückliche Stunde im Unterrichte strebsamer Schüler; so notirte er einmal über eine Schülerin ins Tagebuch: „Sie machte mir in der Stunde viel Freude, sie spielte Beethovens C.moll Sonate auswendig, solche Schülerinnen erfreuen das Herz“; und er erntete laut und im Stillen zahlreiche Beweise der Dankbarkeit von Seiten der Eltern und Schüler.

Wilhelm spielte für sich selbst fast täglich Clavier, oft Stunden lang, auch noch in den letzten Jahren. Er wollte sich damit die Geläufigkeit der Hand erhalten und vervollkommnen, und zugleich machte er sich mit den neuesten Compositionen bekannt, über die er eine Menge kritischer Bemerkungen in sein Tagebuch eintrug. So hielt er mit sich selbst recht ernste Schule und arbeitete unablässlich an seiner Fortbildung. Er besaß ein ungemein feines Gehör, einen durchaus sichern Blick in den Bau der Compositionen und ein tiefes melodiöses Gefühl für den Inhalt derselben. Er fand das Gute überall heraus und wo es ihm begegnen mochte, bei den Neuern oder bei den Alten, da schenkte er ihm die vollste

Anerkennung und fühlte im Genusse des Schönen die Aufforderung, Aehnliches zu leisten. Immer und immer wieder kehrte er aber zu Beethoven, Mozart, Haydn und Bach zurück und bereicherte sein ausgezeichnetes Gedächtniß mit einer Fülle von klassischen Motiven und Stücken, die er nach Belieben auf das Piano ausströmen lassen konnte. Es war eine Freude, ihm zuzuhören, wie er fremde Musik in durchgearbeiteter Auffassung zum schönsten Ausdrucke brachte. Damit verband sich frühe schon und sein Leben lang die Uebung, die eigenen innern Empfindungen in freier Phantasie erklingen zu lassen und er erreichte darin eine hohe Meisterschaft. Er war Meister über das Instrument, es gab ihm alle Klangfarben, wie er sie verlangte, bald in weichstem Piano und bald im Sturme der Kraft, und über dem Ganzen schwebte die Grazie des Wohlklangs und das schönste Ebenmaß; das Piano war ihm in der That nur das frei gefügige Instrument, um sein Innerstes auszudrücken in allen Tonarten der Freude, des Muthwillens, des lyrischen Schmerzes und der Trauer.

Bei aller Eminenz der Virtuosität haßte er gleichwohl das sog. Virtuosenthum von Grund aus. Er war fast nicht dazu zu bringen, ein eigenes Piano-

forte-Concert zu geben und alle Ansinnen, sich auf diesem Wege Reisen und Finanzen zu ermöglichen, wies er beharrlich von der Hand. Dagegen spielte er gerne in kleinern Kunstkreisen, so bei Fürsprech Klauser, bei Hofmeister im Letten und bei Wesendonks, er spielte gerne im Kreise seiner Sänger, in der Künstlergesellschaft und in andern Kränzchen der Erheiterung; am liebsten aber spielte er im engsten Kreise lieber Freunde, wo die Stimmung glücklichen Zusammenseins ihn oft zu Improvisationen hinriß, die, wenn man sie hätte phonographiren können, als Andantinos, Noctürnen, Lieder ohne Worte und Sonatensätze zu den schönsten Tonschöpfungen zählen würden.

Im Jahre 1848 ließ sich der ausgezeichnete Clavierbauer Jacob Eck aus Cöln in Zürich nieder und gründete in Verbindung mit Nik. Hübert eine Pianofortefabrik. Wilhelm hatte viel Umgang mit ihnen und gewann so eine tiefere Einsicht in den Detailbau der Instrumente und in die Gesetze der Akustik. Leider starb Eck schon im folgenden Jahre: „ein herber Verlust, ein edler Mann, dessen Andenken stets lebendig in mir fortleben wird.“ Später zog der Clavierbauer Hüni von Rapperswyl nach Zürich und vereinigte sich mit Hübert. Die Firma

Hüni und Hübert wurde ein großes Geschäft, das seine Flügel und Pianinos und Tafelclaviere, die sich durch soliden Bau, gute Stimmung, elastisches Spiel und vollen, weichen Ton auszeichnen, in alle Welttheile versendet und auf den Weltausstellungen ehrenvolle Preise errungen hat. Der Clavierbau in Zürich gibt ein lehrreiches Beispiel, wie ein im Anfange kleines Geschäft durch meisterhafte Leistung und geistigtechnische Fortbildung sich zu einem großen Umfang aufschwingen kann, und es bildet derselbe jetzt in Zürich, vertreten durch Hüni und Hübert und andere geachtete Firmen, einen blühenden Industriezweig. Wilhelm trat zu jener Firma mehr und mehr in engere Beziehung; er spielte die Instrumente regelmäßig ein, machte auf Härten und Ungleichheiten aufmerksam, und so konnten die Verfertiger sich in der Kunst, dem Spieler möglichst handgerecht zu werden, immer mehr vervollkommnen, wozu auch ihre Erfindungen und Verbesserungen im Bau der Resonanzböden, der Klangstäbe und der Saitengespinnste Wesentliches beitrugen, während hinwiederum Wilhelm immer tiefer in das Studium des Baues und der Behandlung der Instrumente eindringen *) und

*) Im Jahre 1862 wurde er von der zürch. Regierung als Experte beauftragt, die für die Weltausstellung in London von zürch. Firmen gelieferten Pianofortes zu prüfen.

erkennen konnte, was auf diesem Gebiete überhaupt zu leisten möglich sei und in welcher Begrenzung das Pianoforte seine Stellung und Aufgabe in den Reihen der Instrumentation einzunehmen habe. Mit der geschäftlichen Verbindung verknüpfte sich auch die freundschaftliche Seite. Wilhelm hatte von 1854 bis 1861 seine Wohnung bei Hüni und Hübert und es sorgte die kluge und wohlgesinnte Frau Hüni wie eine zweite Mutter für den Junggesellen; ihr schnelles Ableben im December 1857 gieng ihm nahe, und noch schmerzlicher berührte ihn später im December 1866 der rasche Tod von Hüni selbst. Seitdem ist die blühende Pianofortefabrik in die alleinige Leitung von R. Hübert übergegangen.

II. Wilhelm als Componist.

Schon frühe hatte sich Wilhelm der Composition zugewendet und auf diesem Gebiete liegt seine höchste Auszeichnung. Die innere Quelle sprudelte unversieglich, jedes Jahr brachte neue Gaben und es ziehen sich die Blüthen, mit denen er die Welt des Gesanges geschmückt hat, wie ein leuchtender Kranz über sein Leben hin.

Als reine Claviercompositionen schrieb er 14 Tänze (Walzer, Galopp, Polka), 1 Festmarsch, 2 Themata mit Variationen, 3 Caprices, 1 Andantino und 4 Albumblätter oder Naturstimmungslieder ohne Worte (Abends; Erinnerung an Beckenried; am Bodensee). Es liegt in diesen charakteristischen Piecen, die für den richtigen Spielausdruck ziemlich geübte Hände erfordern, ebenso viel Anmuth und lyrische Stimmung als graziöser Muthwille. Sie beurkunden ein ebenso bedeutendes als originelles Talent.

Weit zahlreicher sind die Liedercompositionen. Wilhelm componirte 102 Lieder für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung (die meisten für Sopran,

einige für Alt und eine Anzahl für Baryton und tiefen Baß); 21 Lieder, drei- und vierstimmig, für Sopran und Alt und gemischten Chor; und 45 vierstimmige Männerchöre. Siehe das Detailverzeichniß im Anhang.

Die Lieder beschlagen ihrem Inhalt nach vorzugsweise die Freiheit und das Vaterland, die Liebe, die Naturlyrik und den geselligen Humor. In ihnen spiegelt sich das Gemüthsleben Wilhelms, die Compositionen hängen aufs engste mit dem Gang seines Lebens zusammen, sie sind der Ausdruck seiner Ueberzeugungen, Stimmungen und Erlebnisse: es liegt in ihnen eine ganze Seelengeschichte des Componisten aufgezeichnet.

Wilhelm besaß ein ungemein feines Verständniß, im deutschen Dichterwalde je die schönsten Perlen der Poesie auszuwählen *), die zugleich singbar und geeignet waren, seine eigene Stimmung zum Ausdrucke

*) Im Jahre 1857 wurde er auch vom Centralcomite des eidg. Gesangvereines in das Preisgericht berufen, welches unter dem Präsidium von Dr. Roth in Teufen über 106 eingelieferte, preiswerbende Vaterlandslieder zu entscheiden hatte. Das Gericht fand keines als durchaus preiswürdig, empfahl aber die fünf besten Gedichte dem Comite zur Ehrenmeldung.

zu bringen. Er suchte überall das Edle und Schöne und selbst im muthwilligsten Humor klingt die ideale Richtung obenaus. Am liebsten schöpfte er aus der wunderbar schönen Lyrik seines Freundes G. Keller, dessen hohe Begabung in Lied und Novelle er mit stolzer Freude zu würdigen verstand; man nannte sie oft, den schweizerischen Dichter und den schweizerischen Componisten, zusammen die Dioskuren. Einige Lieder nahm er von seinem gemüthsweichen Freunde C. Morel, den er im Frühling 1860 noch zum Grabe geleitete. Im weitern wandte er sich mit Vorliebe der Lyrik von Göthe, Lenau, Geibel, Freiligrath, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Hölderlin, Novalis, Uhland, Herwegh, Hafis und Mirza-Schaffy zu und bearbeitete manchen Text, durchaus original, den auch schon andere Componisten, wie Beethoven, C. M. v. Weber, Schubert und Schumann behandelt hatten. Viele kleinere neuere Dichter sendeten ihre Manuscripte ein, damit er sie mit seinem Compositionstalente als Lieder krönen möchte: aber er war hierin streng und wollte nichts zu Liebe thun, wo er die Dichtung an sich nicht schön und gediegen genug fand. Hinwiederum suchte er schöne Blüthen von lebenden Autoren, die gerne im Verborgenen blieben, eifrig auf und schickte so manches Lied in die Welt, das sonst nie in weitere Kreise gedrungen wäre. So

schrieb ihm einst ein Freund aus St. Gallen: „Mit großer Gemüthsbewegung habe ich vernommen, daß Du einige meiner schwachen Produkte der sehr unverdienten Ehre gewürdigt hast, von Dir componirt zu werden. Aber mit Schrecken ersehe ich aus Deinem Briefe, daß sie von Studenten gesungen werden. Am Ende erfahren es noch meine gegenwärtigen Schüler, daß ich kein solcher Cato bin, wie ich mich stelle. Meine Hoffnung ist nun, daß Du den Verfasser nicht notirt haben werdest; denn einem ernsthaften Manne steht der leichtfüßige Eros schlecht zu Gesicht. Ich bekomme vor lauter Bubendressiren schon weiße Haare und soll es da heißen: Dieser graue Esel schielt noch den Mädchen nach? Schone also mein ehrwürdiges Haupt, den Schnee meines Schädels, welcher auf dem Gipfel des Vulkans in meinem Herzen liegt."

In der Liedercomposition tritt uns zunächst das natürliche, gesunde Gefühl wohlthuend entgegen, mit dem er den Sinn und Geist des Gedichtes treu in sich aufgenommen und im Liede wiedergegeben hat: es ist wie eine Dichtung zum zweitenmal, in musikalischen Tönen, oft auch potenzirt. Seine Lieder sind also keine selbständigen Melodien, zu denen etwa zufällige Texte herangesucht worden wären;

aber noch viel weniger sind dieselben bloße musicalisirte Wortdeclamation. Sie stehen vielmehr, wie jedes ächte Lied es sein muß, in der Mitte; der Grundton ist aus dem Kerngehalt des Gedichtes angeschlagen, so daß der Gedanke der Dichtung überall durchklingt und im Tonwerk verklärt wird; aber es war in seinem Gemüthe bei der Auswahl des Gedichtes doch schon so viel verwandte Stimmung und Bedürfniß, daß sich in der melodiösen Gestaltung gerade dieses Liedes gleichsam seine eigenste Empfindung heraussingt. Wort und Ton oder Text und Melodie sind so in einander verwachsen, daß es dem Sänger und Zuhörer vorkommt, als habe das Gedicht gerade nur diese Melodie und die Melodie gerade nur diesen Text für den in Eins verschmolzenen Doppelausdruck finden können. Wilhelms Lieder tragen deßhalb, bei aller Innigkeit und Tiefe der Empfindung, nichts Manierirtes und Sentimentales an sich, sie sind frische Naturlaute aus einem gesunden Herzen, und es wäre ganz schief, wenn man dieselben in verschwommener und süßlicher Manier vortragen wollte. Er streifte einmal nahe an die Gefahr, in lispelnde Gefühligkeit oder Tändelei zu verfallen und damit der Moderichtung zu huldigen, aber sein guter Geist hatte ihn bald wieder auf die rechte Bahn, zu Leben und Kraft zurück-

geführt. Mit dem Liede ist denn auch die Pianofortebegleitung in durchaus selbständiger oder organischer Weise verbunden, so daß sich zwar die Lieder auch ohne die Begleitung gar wohl schön und ausdrucksvoll singen lassen; aber den ganzen Effect, welchen der Componist beabsichtigt hat, können sie nur mitsammt der Begleitung finden: das componirte Lied ist eben ein Kunstjuwel, von dem sich einzelne Theile nicht ohne Schaden abbrechen lassen. Der Vortrag wird durch die nicht immer ganz leichte Begleitung bisweilen erschwert, aber Gehalt und Ausdruck werden gehoben und energisch verschönert. Wilhelm verstand es denn auch wie Wenige, als Meister auf dem Piano sowohl seine eigenen wie fremde Lieder so anschlüssig und hingebend und doch wieder so selbständig zu begleiten, daß das Ganze wie ein in sich abgerundetes Gebilde erschien, und hinwiederum wußte er auch ohne Gesang Melodie und Begleitung auf dem Piano so zusammenzufassen, daß die Composition wie ein schönstes Lied ohne Worte zum Herzen drang. In den 102 Liedern für eine Singstimme mit Pianoforte befinden sich eine große Anzahl ächter Perlen, in die er seine innerste Seele hineingehaucht hat und die ihren Werth überall und zu allen Zeiten bewahren werden, wo ein tiefes Gemüth im edeln Wort und im geweihten Klang

verstanden werden kann. Lieder wie: „Weil auf mir du dunkles Auge“ von Lenau, „Du Tropfen Thau“ von Redwitz, „Nun die Schatten dunkeln“ von Geibel, „Ich will spiegeln mich in jenen Tagen“ von G. Keller, „Nacht liegt auf den fremden Wegen“ von Heine, „O lieb so lang du lieben kannst“ von Freiligrath, „Wo sich zum Rheinesstrome“ von Roquette, „Liebessehnsucht kommt so traut“ von J. Burkhardt und andere mehr haben eine bleibende Heimath in der Welt des schönen Gesanges.

Die seinem Lehrer Waldmann zugeeigneten „Zwölf Jugendlieder“, drei- und vierstimmig für Sopran und Alt, führen in die fröhliche, naive und gemüthsreine Kinderwelt. Wie dringen Wessenbergs „Hab ich still und ohne Prahlen eine gute That gethan“ oder die Frühlingslieder „Werde heiter mein Gemüthe“ von Hoffmann von Fallersleben und „O sanfter süßer Hauch“ von Uhland in die Seele ein und wie geht durch die junge Fröhlichkeit ein sinniger Zug von Ernst! So singt die Unschuld aus ihrem reinen Herzen, und da durften auch „Die heiligen drei Könige“ von Heine unbefangen und arglos eingebettet werden. Wilhelm schwankte lange, ob er diese Einlage wagen dürfe, ob sie ihm nicht mißdeutet werden möchte: aber gewiß singt jedes

Kind, das von dem Faunshumor Heines sonst noch nichts weiß, dieses Lied mit harmloser Freude. Die zwölf Jugendlieder sind ihrem innern, musikalischen Werthe nach eine köstliche Gabe, viel bedeutender, als der bescheidene Titel vermuthen läßt. Sie öffnen auch einen Einblick in Wilhelms innerste reine Gemüthswelt. Er wollte der Schule eine heitere, reine, fromme Gabe bieten und den Gesang aus der Bänkelei und Prosa zu besserm Wohllaut erheben. Diese Lieder sind noch keineswegs Gemeingut geworden, die etwelchen Schwierigkeiten, wenn man sie schön vortragen will, mögen hie und da abschrecken; aber sie verdienen in pädagogischen Kreisen und im Schooße der Familien alle Beachtung und es kann auch ein erwachsenes Gemüth sich reich daran erfreuen.

Mit den vierstimmigen Gesängen für gemischten Chor und ganz besonders für Männerchor, die alle ohne Instrumentation geschrieben sind, hat sich Wilhelm in weiten Kreisen bekannt gemacht. Seine Auszeichnung liegt auch da wieder in der naturgesunden, frischen Auffassung der Dichtung und in der meisterhaften Durchführung der Stimmen, mit deren selbständigem Zusammenwirken in Solo und Chor er die weiche und starke Gewalt der Empfin-

dung und die Macht des Gesanges zum Ausdruck zu bringen verstand. Er kannte das Maaß der menschlichen Singkräfte und muthetete ihnen nichts Ungebührliches zu; er wußte in der Vielstimmigkeit die Einheit festzuhalten und das Einzelne dem Ganzen dienstbar zu machen; er wußte, was der Chorgesang zu leisten vermag, was er als seine eigenste Aufgabe leisten soll und er hat darin unvergängliche Kunstwerke geschaffen. Es ist auch hier wahr, daß sie nicht so leichthin wegzusingen sind, Wilhelms Chöre wollen durchgearbeitet und mit Verständniß und Präcision vorgetragen sein; aber sie haben die köstliche Eigenschaft an sich, daß sie immer herrlicher in den Sänger hereinwachsen, je mehr er sich in sie vertieft. Göthes „Kennst du das Land" war Wilhelms früheste Composition und doch schon so reif und in sich geschlossen. Beethoven legte den Stimmungsaccent auf das hinstrebende „Dahin", während Wilhelm mehr die süße Erinnerungsfrage betonte „Kennst du es wohl!" Diese beiden Compositionen des nämlichen Liedes geben ein treffliches Beispiel, wie zwei Meister in die gleiche Grundstimmung eintauchen und dieselbe doch wieder in ganz verschiedener und in durchaus freier und schöner Nüancirung zum Ausdrucke bringen. So ist das Gemüth des Menschen eben reich in den Klängen seiner Empfin-

dungen. In G. Kellers „O mein Heimathland“ ist wohl in der Dichtung wie in der Composition das Schönste geboten, was jemals die schweizerische Vaterlandsliebe gesungen hat. Wie stolz schmettert er „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied“ von Herwegh den socialen Rangstufen und Glücksgütern ins Gesicht und wie mild hinwiederum ruht die Seele aus in Hölderlins „Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder“! Als er einst in Frauenfeld bei seinem Freunde Carl, einem Juristen, mit dem er bis zum Grabe in intimster Freundschaft verbunden blieb, auf Besuch war, schlenderten sie beide eines Nachmittags in ein Waldtobel hinaus; Carl fieng im klaren Bache Forellen und während deß lagerte sich Wilhelm im Walde droben und componirte; Abends zogen sie wohlgemuth heim mit ihrem Fange; die Fische wurden gebraten, der Wein perlte und das Lied erklang auf dem Piano: so entstand die schöne Composition „O Jugendzeit, du grüner Wald“. Manche Lieder wurden ganz durchcomponirt, um innerhalb der Grundmelodie die Dichtungsgedanken der einzelnen Strophen besser zum Ausdruck bringen zu können. Es ist ungemein interessant zu vergleichen, wie der Dichter seine Gedanken und Gefühle ausdrückt und wie der Componist mit den gleichen Ideen umgeht, worin das Gemeinsame Beider liegt und

wo die Wege auseinander ziehen, um in verschiedenen Weisen und mit verschiedenen Schlagschatten und Accenten dennoch die gleiche innere Stimmung kund zu geben. Zu den größern und bedeutendsten Compositionen zählen die Abendfeier von Geibel „Ave Maria, Meer und Himmel ruhn" — da ruht sichs wirklich aus vom Erdentand und im Herzen steigt die sel'ge Andacht auf; das Nachtlied von Göthe „Der du von dem Himmel bist" — das im Steigerungslauf der Stimmen in die Brust den süßen Frieden ziehen will; das Abendlied von Lenau „Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde" — wo Gottes Odem weht über der entschlummernden Natur; und der Sängergruß von G. Keller „Wir haben hoch im Bergrevier", — der mit seinen gewaltigen Chören das Eidgenössische Sängerfest im Jahre 1858 in Zürich empfangen hat."

Wilhelm schrieb seine Compositionen nicht flüchtig hin; die Motive kamen ihm bald da, bald dort, wie der Zufall und die Stimmungen des Lebens es mit sich bringen; er trug sie dann oft lange bei sich, wanderte mit ihnen in die einsame Natur hinaus, skizzirte und arbeitete, oft in weiten Zeiten auseinander, die Composition allmälig fertig aus; oft auch gelang und schuf sich Alles in einem Schlag.

Er war nicht schnell mit sich selbst zufrieden, er zögerte mit der Aushingabe; manches Lied, früh angefangen, hat er in spätern Jahren umgearbeitet. Die Opuszahl seiner Werke deutet wohl die Reihenfolge der Herausgabe an, aber die verborgene Zeitfolge der Entstehung der Compositionen ist eine vielfach andere. Das Verzeichniß im Anhang giebt hierüber Auskunft, soweit die Ermittlung möglich war.

Der deutsche Markt der Musikliteratur, speciell für Pianoforte und Gesang, ist so überfüllt und es schwimmt Gutes und Schlechtes in der Tagesfluth so durcheinander, daß es für den einzelnen Componisten schwer hält, durchzudringen und weitsichtige und aufopfernde Verleger zu finden. Wilhelm beklagte sich oft hierüber, ohne bitter zu werden. Der beste Liedercomponist kann verhungern und seine Goldkörner werden vielleicht nach Jahrzehnten gewerthet, wenn es ihm persönlich längst nichts mehr nützen kann. „Mein Beruf, schrieb er einmal, ist leider nicht dazu angethan, größere Einnahmen zu erzielen, und ich muß froh sein, wenn ich eigentlich damit auskommme, um von der Hand ins Maul zu leben. Mit den Compositionen auf den Gebieten, auf welchen mir Talent, Studium und Uebung einigen Erfolg in Aussicht stellen, ist bei der Ueber-

schwemmung des musikalischen Marktes und namentlich von unserer Schweiz aus, die noch keinem Künstler von sich aus Bahn zu brechen geholfen hat, unglaublich schwer durchzudringen." Gegen die Critik, welche ja zwischen dem Künstler und dem Publikum vermitteln soll, war er nicht unempfindlich; aber er ließ sich weder durch ihr Lob noch durch ihren Tadel bestimmen oder verstimmen; er wußte, wie oberflächlich sie häufig zu Werke geht und wie persönliche Beziehungen und Schule und Coterien nicht selten auf das Urtheil einwirken. Herzliche Freude bereiteten ihm die sachverständigen Besprechungen von Hafter in der Thurg. Ztg. und einmal versuchte er es selbst, in der Sonntagspost, in der Beurtheilung von R. Schumanns Messe (Op. 147) zu zeigen, wie eine gründliche Critik beschaffen sein soll. Der Redaktor der Sonntagspost bemerkte einst in seinem vortrefflichen Blatte über Baumgartner: „Was seinen Liedern schon einen freundlichen Willkomm bei der gebildeten musikalischen Welt bereitet, ist vor Allem der heilige Ernst, mit welchem er an seine Kunst tritt und der ihn nichts von Stapel lassen heißt als was die Censur einer strengen Selbstcritik bestanden. Daher kommt es, daß alle seine Stücke, selbst die kleinsten, vollkommen abgerundet sind, daß der ohne Ausnahme fein gewählte Text, die Melodie, Har-

monie, Rythmus und Dynamik, ja bis zur letzten Note auch die Clavierbegleitung sich charakteristisch in einander fügen und hiedurch einen musikalischen Bau darstellen, der fast immer als mustergültig erscheint und stets original ist." Aehnlich sprach sich Brendels Musikzeitschrift bei Anlaß der „Frühlingsliebe" aus. Bisweilen kam auch einige Verstimmung über ihn. „Ich kann nicht allein bloß für ernste Musikfreunde oder Musiker vom Fach schreiben, sonst blieben meine Sachen ebenso gut im Pult verschlossen. Denn daß die Musiker und Componisten nur ganz ausnahmsweise sich für Andere interessiren, ist leider eine constatirte Thatsache; und daß die Laien nur zu sehr immer über Schwierigkeiten der technischen Begleitung klagen, weißst Du so gut als ich. Also muß man von Zeit zu Zeit auch etwas leichter Ausführbares bringen: wer will mir daraus einen Vorwurf machen? Ich glaube als Liedercomponist eine gewisse Selbständigkeit in Erfindung und Behandlung bewiesen zu haben; daß die Hefte so wenig bekannt sind, ist nicht meine Schuld und nicht die der Composition: Hoffen wir etwas auf die Zukunft!" Die Stimmung schlug aber gleich wieder in den hellsten Humor über, als im Jahre 1863 die in Wien erscheinenden „Recensionen", Mittheilungen über Theater und Musik, von seinen Op. 6, 16 und 24

sagten, „sie seien das reinste Bänkelsängerthum.“ Er lief in den Sängerverein und las diese Critik von Carl Debrois vom Bruyck den Sängern zu allgemeinem Ergötzen vor, damit sie sähen, was für einen Director sie hätten.

Im Jahre 1857 faßte Wilhelm den Entschluß, eine „Liedersammlung für Schweizerische Männerchöre“ herauszugeben. Im Subscriptions-Circular drückt er sich über Veranlassung und Zweck folgendermaßen aus:

„So verdienstvoll auch verschiedene Werke sich erwiesen haben, welche seit dem segensreichen Wirken von H. G. Nägeli erschienen sind, so geht doch bei näherer Prüfung hervor, daß sie zu wenig nach einem bestimmten Plane entworfen, zu wenig von einheitlichem Standpunkte aus redigirt worden sind. Zudem sind aus denselben, wie auch aus den Werken von Nägeli die vorzüglicheren Chöre in unsern Sängerkreisen so eingebürgert und vielgesungen, daß der Wunsch nach einer neuen Auswahl gerechtfertigt erscheinen dürfte.

„Was mich aber noch weit mehr in meinem Vorhaben bestärkte, ist die Erfahrung, welche Jeder bei kleinern und größern Sängerfesten zu machen Gelegenheit findet, daß es namentlich unsern Landvereinen

an einer passenden Auswahl von Liedern gebricht. Dafür geben die Wettgesänge und Solo-Vorträge vielfache Belege. Sie wagen sich entweder an zu schwierige Aufgaben, denen ihre Stimmmittel, um eine volle Wirkung zu erzielen, nicht gewachsen sind, oder sie legen zu wenig Werth auf die Auswahl der Lieder nach ihrem poetischen Gehalt und nach der musikalischen Form. Ihre geselligen Lieder bestehen größtentheils aus den beliebten Marsch- und Tanzliedern, bei denen der Tonumfang des ersten Tenors oft auf eine unnatürliche Höhe hinaufgeschraubt wird, während die übrigen Stimmen zu nichtssagender Begleitung herabsinken. Aus diesem Grunde wählte ich in meiner Sammlung vorherrschend Compositionen, die in Bezug auf technische Schwierigkeit und auf Stimmenumfang die gewöhnlich vorhandenen Mittel und Kräfte kleinerer Vereine nicht überschreiten.

„Neben leichter ausführbaren Chören wurden aber auch einige schwierigere Nummern aufgenommen, welche sich besonders zur Uebung in bedeutenderen Vereinen sowohl für ganzen Chor, als auch namentlich für Solo- und Quartett-Vortrag eignen. Was den Charakter und die Stimmung der aufzunehmenden Gesänge betrifft, so glaubte ich neben dem ernsten und religiösen Lied besonders das Vaterlands-, das Natur- und das gesellige Lied berück-

sichtigen zu müssen. Gegenüber der in unserer Zeit vorherrschenden sentimentalen Richtung räumte ich den kräftigen, männlichen Stimmungen, wie sie sich in früheren Gesellschaftsliedern so schön kundgeben, den Vorzug ein und nahm zur Erzielung einer noch größern Mannigfaltigkeit des Inhalts auch das eigentliche Volkslied auf, in der vollen Ueberzeugung, daß gerade diese bei uns leider noch so wenig gepflegte Richtung unsern Sängern bei Ausdauer und Liebe eine reiche Quelle des Genusses bieten werde."

Die Sammlung erschien in vier Heften in den Jahren 1857 bis 1861. Sie umfaßt 100 Lieder: darunter befinden sich 31 eigene Compositionen des Herausgebers und 29 Arrangements von ihm, sowie 10 Originalbeiträge anderer Tonsetzer, zusammen also 70 originale Nummern, „womit, wie er im Nachwort bescheiden sagt, die Berechtigung zur Herausgabe wohl nachgewiesen sein möchte." Die Berechtigung oder das Verdienst liegt aber vor allem in der Qualität und in dieser Hinsicht beurkundet die Sammlung einen großen Fortschritt: lauter schöne Poesie, kräftige Composition in heller Freude und männlichem Ernst, und eine ungemein sorgfältige dynamische Anleitung für die Sänger und Gesangsleiter, um die Lieder mit dem richtigen Ausdrucke

und Accente vorzutragen. Man kann zwar dießfalls mit der Vorzeichnung auch zu weit gehen und man wird das Beste der individuellen Auffassung der Sänger und der Directoren überlassen müssen. Die Sammlung ist offenbar ihrer Zeit vorausgeeilt, die Vereine haben sich für eine so ernste Kunstrichtung erst noch reifer heranzubilden und so wird die Sammlung, die bereits eine ansehnliche Verbreitung gefunden hat, eigentlich noch mehr der Zukunft angehören.

III. Wilhelm als Gesangsdirector.

Wilhelm war schon frühe in seinen Studienjahren bei A. Müller mit der Leitung von Gesangvereinen vertraut geworden. Zürich leistet auf diesem Gebiete sehr viel. In der Stadt bestehen in der Regel mehrere Männerchöre neben einander, auch ein gemischter Chor und zeitweise ein kirchlicher Gesangverein. In den übrigen Theilen des Kantons singen eine ganze Anzahl von Männerchören und gemischten Vereinen, die sich in größeren Gruppen (Seeverein, Vereine vom Limmatthal) zu jährlichen Gesangsfesten zusammenthun; Alle zusammen dann auch im kantonalen Sängerfest. Und darüber hinaus die Betheiligung an den Gesammtchören und an den Wettgesängen der eidgenössischen Sängerfeste, von wo mancher Ehrenpreis, Fahne und Becher, nach Zürich getragen worden ist.

Wilhelm leitete zunächst den Gesellengesangverein „Eintracht", trat aber schon im Jahre 1847 davon zurück, „weil gegenseitig keine rechte Lust vorhanden gewesen war"; die Gesellen suchten im Gesange fröhliche Unterhaltung, sie wollten sich erholen von der

Arbeit und hatten hierin durchaus Recht, Wilhelm aber steuerte der Kunst zu. Im gleichen Jahre gründete A. Müller im Verein mit Wilhelm und Andern die „Liedertafel" für Männerchor; aber schon nach wenigen Monaten lösten Differenzen bei der Statutenberathung den Versuch auf. Es ist überhaupt merkwürdig, was sich die Gesangvereine, namentlich der Männer, mit Statuten-Entwürfen und Revisionen abplagen und wie viel schöne Stunden sie darüber verlieren, als ob nicht die einfachsten Linien, auch ungeschrieben, genügen könnten, um sich geordnet und übungsgemäß im Gesange zusammen zu finden. Auch Wilhelm war hierin ein etwas doctrinärer Republikaner und die Organisation mußte sich ihm in Statuten, Wahlen und Protokoll fixiren.

Der „Müllersche Gesangverein", gemischter Chor, löste sich im Jahre 1849 auf, trotz des Protestes der Frauen, die nicht scheiden wollten. Wilhelm, welcher den Verein häufig geleitet hatte als stellvertretender Director, erhielt ein werthvolles Andenken. — Später trieb R. Wagner wiederholt an ihm, wieder einen gemischten Chor ins Leben zu rufen. So sehr Wilhelm das Bedürfniß fühlte und einen gemischten Chor als die Krone des Gesanges betrachtete, konnte er sich doch nicht zur Gründung

entschließen, weil er kein rechtes Vertrauen in die Ausdauer der Mitglieder besaß. Diese Befürchtung erwahrte sich theilweise, als nachher unter Munzinger und Kirchner der „Gemischte Chor" ins Leben trat; es happerte; Wilhelm übernahm 1864 die Leitung für ein Jahr, mußte dieselbe aber aus Gesundheitsgründen bald an Hegar übergeben, unter dessen Direction der Verein sodann eine schöne Blüthe entwickelte.

Zu Ende 1850 trat Fr. Abt, der damals die Harmonie übernahm, von der Direction des „Stadtsängervereins" zurück und es wurde nunmehr im Januar 1851 Wilhelm zum Director berufen, an welchen der Vereinspräsident, M. Hauck, (mit dem er später in eine noch viel engere Verbindung treten sollte) eine herzliche Ansprache hielt. Der Stadtsängerverein war 1826 von H. G. Nägeli gestiftet und von ihm als Präsident geleitet worden bis zu seinem Tode 1836; Director war 1827 A. Gersbach; 1835 Espenmüller; 1836—1838 J. U. Wehrli; 1839—1840 Krauskopf; 1841 A. Müller; 1842—1847 Fr. Baumann und 1848—1850 Fr. Abt. Wilhelm übernahm die Leitung mit Freuden, mit dem Vorsatze, „des Stifters eingedenk zu bleiben." Am 2. October wurde das 25jährige Jubiläum des

Vereins gefeiert, zur Erinnerung an seine Directoren von jedem eine Composition gesungen (von Wilhelm das Ave Maria) und der Stadtrath beschenkte den Verein mit einem silbernen Becher. Wilhelm faßte die Aufgabe sehr ernst an und gründete im Verein auch einen Halbchor, um für die Bestrebungen des Kunstgesanges einen festen Kern zu erhalten. Das war freilich den Mitgliedern, die in einem Gesangvereine mehr die Kurzweil suchten, nicht gar erwünscht und es wurde der Director mit anonymen Unfreundlichkeiten bedacht. Er setzte sich darüber hinweg, verwies die gesellige Fröhlichkeit in den zweiten Akt beim Glase Wein, während im ersten Akt mit Eifer gearbeitet werden solle. Der Verein, der diese Anschauung im Großen theilte, brachte ihm 1852 einen Fackelzug und überreichte ihm eine goldene Kette als Zeichen der Anerkennung. Man muß ihn gesehen haben mitten im Kreise seines Vereins, mit welchem Fleiß und Präcision er die einzelnen Stimmen durchnahm, dann sie zusammenfügte, mit dem feinsten Ohre die Unebenheiten corrigirte und in der Direction so accentuirte, daß Alles an seinem Auge hieng, und wie er nicht nachließ, bis er eine richtige Auffassung der Composition und eine treue Wiedergabe derselben erzielt hatte. Dann setzte er sich vor Freude bisweilen an den Flügel und ließ sie in

7

freier Phantasie ausströmen oder gab auch in gewandter und witziger Rede seinen Gedanken und Empfindungen Luft. Er wollte aufwärts und sie alle zur Kunsthöhe emporheben. Was ihm auch sein Freund Carl einwendete, er nehme das Ziel zu hoch, die Mittel reichen nicht aus, es bleibe im glücklichen Fall eine Treibhauspflanze, wo es vom kleinsten Zufall (Heiserkeit, Detonation u. dgl.) abhange, ob die mühsam herangebildete Kunstleistung nicht völlig mißlinge, er solle die Ansprüche und die Anstrengung mäßigen und die Sänger in leichtern Compositionen mehr zur eigenen Freude, mehr für den Selbstgenuß und für den geselligen Frohklang singen lassen, — nichts konnte ihn irre machen und er blieb bei seiner ernsten Tendenz. Dabei entwickelte er eine gehörige Energie gegen nachlässige Sänger und erinnerte sie in einer Weise an ihre Aufgabe, daß sie deren eingedenk blieben. Das Nebeneinander der Vereine in Zürich, das bisweilen einigen Mißklang gab, hatte die gute Wirkung, daß der Wetteifer angetrieben wurde und die Directoren wußten diese Motive zu verwenden: es war aber in der persönlichen Zusammensetzung der Vereine, namentlich auch der deutschen und der schweizerischen Elemente, eine solche Verschiedenheit, daß die Resultate unter jeder Leitung verschiedene bleiben mußten. Die Gesangsdirection

war für Wilhelm selbst eine lehrreiche Schule, die Einübung führte am besten in die Geheimnisse des Kunst- und Volksgesanges hinein und zeigte dem Componisten die Klippen, und hinwiederum besaß er im Vereine den Chor, aus dessen Vortrage er eben sowohl die Vorzüge und Schwächen seiner eigenen Compositionen unparteiisch heraushören, als seine Lieder unter seiner eigenen Leitung in engern und weitern Kreisen in bester Ausführung zur Kenntniß bringen konnte.

Neben den regelmäßigen Uebungen und den Kränzchen, Concerten und öffentlichen Aufführungen, die der Stadtsängerverein von Zeit zu Zeit gab, erforderte auch die Vorbereitung auf die Gesammtchöre und Wettgesänge der eidgenössischen Sängerfeste ziemliche Anstrengung. Das erste eidgenössische Sängerfest wurde 1843 in Zürich abgehalten (80 Vereine mit 2100 Sängern); das zweite 1846 in Schaffhausen; das dritte 1848 in Bern; das vierte 1850 in Luzern. Der Stadtsängerverein hatte bei allen diesen Festen, sowie den 26. October 1848 bei der Einweihung des Nägeli-Denkmals tapfer mitgewirkt und sich im Kunstwettgesang Preise erobert, aber nicht in vorderer Linie. Nun galt es, auf das fünfte Fest 1852 in Basel sich recht zusammenzunehmen;

der Stadtsängerverein unter Wilhelms Leitung sang das Nachtlied von C. Kreutzer und brachte den 6. gekrönten Preis nach Hause; auf dem sechsten Fest 1854 in Winterthur errang er mit dem Lichtschöpfer von Nägeli den 2. Preis, und auf dem siebenten Fest 1856 in St. Gallen mit dem Brautgesang von K. M. Kunz den 3. gekrönten Preis. Das achte Fest fiel 1858 wieder auf Zürich (111 Vereine mit 3458 Sängern). Uebungsgemäß nahmen die Sänger des Festortes keinen Antheil an den Wettgesängen, dagegen sangen sie unter Wilhelms Leitung den von ihm componirten und von G. Keller eigens hiefür gedichteten Sängergruß: „Da ist der Freiheit Silberschild gar hell und rein erklungen!" Wilhelm ward zum Präsidenten des Kampfgerichtes ernannt und schrieb nachher im Namen desselben und in mustergültiger Weise den gedruckten „Bericht ans Centralcomite des eidg. Sängervereins über die Leistungen der wettsingenden Vereine." Es wird darin jeder einzelne der wettsingenden Vereine mit der feinsten Detailkenntniß behandelt und Lob und Tadel mit ungeschminkter Wahrhaftigkeit ausgestreut. Es war zum erstenmale, daß die Critik in so competenter Weise heraustrat und es birgt das kleine Büchlein (46 Seiten) eine Fülle von praktischen Winken für Gesangvereine und ihre Leiter. Zur Charakteristik

mögen hier einige allgemeine Stellen aus der Einleitung und dem Schlusse dienen:

„Die Vorprüfung für die erste Abtheilung der Wettgesänge (Volksgesang) übernahmen die Herren Heim, Kurz, Liebe und Breitenbach. Es wurde freigestellt, von den Vereinen, je nach den Leistungen, ganze Lieder oder auch nur einzelne Stellen aus dem Festhefte vortragen zu lassen. Das Resultat der Vorprüfung entsprach im Allgemeinen, obgleich nur die leichtern Gesänge des Festheftes zur Prüfung gewählt wurden, unsern Erwartungen nicht. Mit Ausnahme einiger Vereine haben die meisten mittelmäßig, einzelne sogar schlecht gesungen. Fast durchweg ließen die Vorträge edle Tonbildung, rhythmische Schärfe, Präcision der Einsätze, harmonische Reinheit (besonders bei Molltonarten), dynamische Schönheit, deutliche Aussprache, geistige Auffassung, und lebendige Durchdringung von Wort und Ton vermissen. Wenn wir auch nicht verkennen wollen, daß die wettsingenden Vereine das Festheft zum größern Theile mit Fleiß eingeübt hatten, so blieben die Leistungen doch sehr hinter den Anforderungen zurück, welche man an Wettsänger zu stellen berechtigt ist.

„Mehrere Ursachen mögen auf diese betrübende Erscheinung eingewirkt haben: Einmal nehmen viele

Vereine die Aufgabe zu leicht und melden sich zum Wettgesang, ehe sie nur durch einigermaßen tüchtige Leistungen ihre Berechtigung dazu bewiesen haben. Andere beziehen das Festheft zu spät, so daß sie nicht mehr Zeit finden, neben dem Wettgesang auch noch der Einübung der Gesammtchöre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Ein künftige Revision sollte durch strengere Bestimmungen über die Aufnahme in den eidgenössischen Sängerverein dem allzugroßen Andrang entgegen steuern, und nur dann die Aufnahme gestatten, wenn entweder schon bedeutende Leistungen von solchen Vereinen bekannt sind, oder aber eine spezielle Prüfung ihrer Kräfte deren Tüchtigkeit herausgestellt hat. Ein zweiter Grund liegt offenbar an der Mehrzahl der Directoren, denen der nöthige Grad musikalischer Bildung und Befähigung mangelt, sich mit Geist und Wärme in Gedicht und Composition vertiefen und die darin liegende Stimmung so lebendig wieder gestalten zu können, um die Sänger dafür zu begeistern. Zudem gebricht es Vielen an der erforderlichen Schärfe des Gehörs, um alle Stimmen genau zu kontroliren und etwa vorkommende Fehler rasch zu verbessern. Daß viele Directoren im Chore selbst mitsingen, scheint uns aus dem Grunde nachtheilig zu sein, weil sie, durch diese persönliche Mitwirkung selbst zu sehr in An=

spruch genommen, den Sängern nicht mehr die volle Aufmerksamkeit zuwenden können, sowie weil umgekehrt eine energische und aufmerksame Leitung den Director hindert, mit der nöthigen Ruhe und Sorgfalt selbst zu singen. Wir glauben überhaupt annehmen zu dürfen, daß die Lokalvereine, besonders auf dem Lande, zu wenig Werth auf Stimmbildung und regelmäßige Entwicklung der Gehörs durch Uebungen im Notenlesen und Treffen der Töne, sowie auf deutliche Aussprache und richtige musikalische Declamation legen. Es muß ferner als ein Uebelstand hervorgehoben werden, daß die Vereine sich durchschnittlich an zu schwierigen Compositionen versuchen, denen sie mit ihren Kräften und ihrer Vorbildung durchaus nicht gewachsen sind. Daher kommt zum größten Theil diese vorherrschende Unsicherheit in harmonischer und rhythmischer Beziehung, daher das ängstliche Festhalten an den Notenheften, der gänzliche Mangel an einer gewissen Freiheit im Vortrag durch volle Beherrschung der technischen Schwierigkeiten. Es wäre daher sicher im wohlverstandenen Interesse der Landvereine, wenn sie sich entschließen könnten, statt auf die größere Schwierigkeit mehr auf die Schönheit der Composition zu sehen, und um diese zur Geltung bringen zu können, sich an einfachern Gesangstoff zu halten.

„Wenn auch diese Vorprüfung für das Gelingen der Wettgesänge und der Hauptaufführung keine großen Erwartungen zu erwecken vermochte, so war doch kein erheblicher Grund vorhanden, die scheinbare Gehässigkeit auf sich zu laden, einen Verein unmittelbar vor dem Feste, nachdem sein Wettgesang schon im Programm aufgenommen worden war, auszuschließen, und zwar um so weniger, als die Sänger seit der erst vor kurzer Zeit erfolgten Einführung der neuen Statuten sich mit den viel strengern Bestimmungen derselben noch nicht hinreichend vertraut gemacht hatten. Für die Zukunft aber würden wir deren strenge Handhabung sehr empfehlen und dabei die Bestimmung aufnehmen, daß ein Verein, ehe er zum Wettgesang berechtigt ist, längere Zeit vor dem Feste auf seine Anmeldung hin in seinem Heimatsorte eine tüchtige Vorprobe bestehen müsse.

„Wir gehen über zur Besprechung der von den wettsingenden Vereinen der zweiten Abtheilung (Kunstgesang) abgelegten Vorprobe, welche den Herren Dr. Faißt, A. Walter und Baumgartner übertragen wurde. Es freut uns, die Mittheilung voranstellen zu können, daß dieselbe ein weitaus günstigeres Resultat ergab. Einige der vorzüglicheren Vereine lösten ihre Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit; andere aber hatten die ihnen vorgelegten Chöre noch nicht in voller

Gewalt, indem sich noch an einzelnen Stellen rhythmische und harmonische Schwankungen heraushören ließen. Im Ganzen dürfen wir auch hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Vereine, welche den Kunstgesang pflegen, weit mehr auf Schönheit des Tons, auf Klarheit und Deutlichkeit der Aussprache, auf tiefere Durchdringung und Belebung von Gedicht und Musik, besonders auch auf reichere und feinere dynamische Nüancirung halten sollten. Die Directoren dürfen nicht außer Acht lassen, daß die Anforderungen im Kunstgesang weit höher gestellt werden müssen als in der ersten Abtheilung.

„Ihre Hauptaufgabe besteht darin, den Sängern durch klare Analyse einer Composition in ihrem Periodenbau, besonders an Stellen, wo keine combinirtere polyphone Stimmführung eintritt, ein tieferes Verständniß aufzuschließen. Sie sollen die Momente bezeichnen, wo einzelne Motive besonders hervorzuheben sind, nach ihrer größern oder kleinern Bedeutung. Ohne das schöne Ebenmaß und die einheitliche Gestaltung einer Composition aus dem Auge zu verlieren, muß im Kunstgesang der Vortrag doch bis ins kleinste Detail hinein berechnet sein, um den verschiedenen Stimmungen durch charakteristische Haltung des ganzen Vortrages gerecht zu werden. Daß sich viele Vereine dieser höhern und schwierigern Auf-

gabe noch nicht bewußt sind, bewies auch diese Wettgesangaufführung. Diejenigen, welche das Glück hatten, tüchtige bewährte Musiker an ihrer Spitze zu sehen, traten mit ihren Leistungen vor den übrigen Vereinen bedeutend vortheilhafter hervor und bestätigten die Richtigkeit der vorhergehenden Bemerkungen. Gegründet auf die Erfahrungen der Vorprüfung würden wir auch an diese zweite Abtheilung über das Einüben des Festheftes höhere Anforderungen stellen, indem es im Kunstgesang nicht genügen kann, bloß den Beweis zu liefern, daß man das Festheft im Allgemeinen eingeübt habe; es darf gewiß mit Recht verlangt werden, daß die Vereine sich mit demselben so vertraut gemacht haben, um die Chöre auch schön in jeder Beziehung vortragen zu können."

„Wir erlauben uns nun, noch einige Bemerkungen über den Unterschied zwischen Volks- und Kunstgesang beizufügen, die jedoch, weil sie nur individuelle Ansichten wiedergeben, durchaus keinen Anspruch auf allgemeine Geltung machen, vielmehr nur anregend der spätern definitiven Lösung dieser Frage vorangehen wollen.

„In die Abtheilung „Volksgesang" würden wir einmal das eigentliche Volkslied, wie es eben im Munde des Volkes lebt oder gelebt hat, aufnehmen.

Um aber das seiner Natur nach einstimmige Volkslied in den vierstimmigen Männergesang einführen zu können, müßte es natürlich im rein vierstimmigen Satze gesetzt sein. Als Muster in dieser Beziehung weisen wir auf die einstimmigen Volkslieder von Frd. Silcher hin, zum Theil auch auf die treffliche Sammlung von J. Rietz und L. Erk. Wie volksthümliche Lieder ihrem Inhalt und der Form nach gestaltet sein sollen, bewies uns H. G. Nägeli mit seiner Sammlung „der schweizerische Männergesang" und mit verschiedenen andern Werken, aus denen noch manche Perle gehoben werden könnte. Als weitere Anforderungen stellen wir noch folgende Punkte auf:

1) Eine volksthümliche Composition soll als Strophenlied behandelt sein (das durchcomponirte Lied würden wir dem Kunstgesang vindiciren);
2) soll die Harmonie einfach sein, mit Ausschluß von Modulationen in entferntere Tonarten durch chromatische oder enharmonische Stimmführung. Wenn wir auch die Durtonarten für diese Abtheilung geeigneter halten, so würden wir dennoch, um die Sänger an den wichtigen Unterschied der Tongeschlechter zu gewöhnen und der Einseitigkeit vorzubeugen, die Molltonarten nicht ausschließen, wie es Nägeli vorherrschend that;

3) sollen die Lieder melodisch-rhythmisch vorherrschend einfach, leicht faßlich und zu Gehör gehend sein, so daß sie nach tüchtiger Uebung bald auswendig und frei gesungen werden könnten;
4) soll der Text mehr syllabisch als melismatisch behandelt sein;
5) soll sich Melodie und Harmonie im natürlichen Umfange der Stimmen bewegen, so daß einfache Kräfte zu guter Ausführung hinreichend sind (im ersten Tenor etwa bis g, höchstens a; im zweiten Baß g bis f);
6) soll die Stimmführung nicht complicirt sein, schwierige Sprünge sind zu vermeiden; alle contrapunktischen Kunstformen gehören sachgemäß nicht in diese Abtheilung.

„Aus dem zum Theil schon Gesagten geht nun hervor, daß in die Abtheilung „Kunstgesang" Compositionen von größerm Umfang, namentlich das durchcomponirte Lied, die Motette, Hymne ꝛc. gehören. Hier sind alle reichern Kunstformen und Kunstmittel am Platz: die Modulation in reicher Entwicklung in nähern und entferntern Tonarten; Contrast von Dur und Moll; vorherrschend polyphone Stimmführung; Alterniren von Solo- und Chorgesang; feinere dynamische Nüancirung; reichere Gegensätze in den Gemüthsstimmungen; Ueberwiegen

des melismatischen Gesanges; größerer Umfang der Stimmen.

„Wir würden zwar durchaus nicht die Bedingung stellen, daß in dieser zweiten Abtheilung nur Compositionen von bedeutender Schwierigkeit aufgenommen werden dürften, weil wir der Ansicht sind, daß wenn ein Vortrag allen Gesetzen des Schönen in vollendeter Weise gerecht werden will, immerhin ein Verein bedeutende Anstrengungen zu machen veranlaßt sein wird; wohl aber würden wir das einfache Strophenlied und das Volkslied hier ausschließen.

„Wir geben der Hoffnung Raum, daß bei einer Revision der Statuten das Kampfgericht angewiesen wird, auch den Werth eines Wettgesanges in musikalischer und poetischer Beziehung in Betracht zu ziehen; dann werden Vereine, die sich bedeutendere Aufgaben stellen und dieselben auf schöne Weise lösen, nicht nur einen ästhetisch höhern Standpunkt einnehmen, sondern auch Vereinen gegenüber, die einfachere Compositionen wählen, gleich gute Leistungen natürlich vorausgesetzt, in entschiedenem Vortheil sein.

„Schließlich erlauben wir uns, für weniger routinirte Direktoren der Lokalvereine noch einige Winke über Einübung der Wettgesänge zu geben, die sich auf eigene mehrjährige Erfahrung stützen.

„Jeder Director fasse bei der Auswahl einer Composition folgende Punkte ins Auge:

a. Er prüfe genau die Kräfte seines Vereins, sowohl seine Vorzüge als auch seine Schwächen, die Klangfarbe nnd den Umfang der einzelnen Stimmen, zu welchem Zweck er jeden Sänger einzeln vornehmen, und das Resultat der Untersuchung notiren muß.

b. Er wähle lieber eine Composition von leichterer Ausführbarkeit, die ihm Garantie bietet, daß der Verein mit seinen Stimmmitteln ausreicht.

c. Hat er die Auswahl getroffen, so studire er die Composition vorerst für sich bis ins kleinste Detail, und zwar aus der vierstimmigen Partitur, in welcher jede Strophe des Gedichts den Noten in jeder einzelnen Stimme genau unterlegt sein muß. Er untersuche genau:

1) den rhythmisch-melodischen Bau der Composition.
2) die harmonischen Verhältnisse; er achte darauf, in welchen Stimmen Dissonanzen eintreten, besonders auf Vorhalte, und wann und wie sie sich auflösen; ebenso fasse er alle Ausweichungen durch leiterfremde Töne, sowie alle chromatischen Fortschreitungen scharf ins Gehör.
3) die Verbindung von Wort und Ton, ob die Sprachaccente mit denen der Musik überein-

stimmen; besonders vergleiche er bei Strophenliedern die folgenden Verse mit dem ersten, da häufig im metrischen Bau eines Gedichts kleine Abweichungen vorkommen, die deklamatorisch sorgfältig eingeübt und ausgeglichen werden müssen.

4) alle dynamischen Zeichen; er erforsche einläßlich die melodisch-rhythmische Gliederung der einzelnen Motive in den verschiedenen Stimmen, ihre Hebungen und Senkungen, ihre größere und kleinere Bedeutung an dieser oder jener Stelle; denn nicht immer führt z. B. die Oberstimme die Melodie, es kann öfter vorkommen, daß die Mittelstimmen und auch der Baß hervortreten sollen. Er untersuche ferner, ob die verschiedenen Strophen nicht auch in der Stimmung contrastiren, und also bei tieferer Auffassung des Gedichtes eine verschiedene Wiedergabe bedingen; wenn letzteres der Fall ist, so notire er die betreffenden dynamischen Zeichen genau in der Partitur, wie in den einzelnen Stimmen.

5) er lasse die Composition für die Sänger in einzelnen Stimmheften ausschreiben, jede Strophe einzeln, und setze bis ins kleinste Detail hinein alle dynamischen Zeichen deutlich und übersicht-

lich, bemerke, wo einzelne Stellen den übrigen Stimmen gegenüber hervortreten müssen; er füge auch die Zeichen fürs Athemholen bei.

6) Findet der Direktor nach diesem einläßlichen Studium, durch welches ihm die Composition gewissermaßen ganz zu eigen werden soll, noch einige Stellen, wo er über Sinn und Bedeutung noch nicht ganz im Klaren ist, so wende er sich mit Vertrauen an bewährte Musiker, die ihm gewiß gern mit Rath und That an die Hand gehen werden.

d. Ist er nun auf diese Weise vollständig vorbereitet, so gehe er ans Einüben. Zuerst gebe er eine klare Auseinandersetzung des Gedichts und der Composition: welche Stimmungen darin zum Ausdruck kommen sollen. Er lasse erst den Text deutlich recitiren. Dann spiele er wo möglich die Composition erst vor; ein gutes Instrument, am besten ein Piano, würde das Einüben sehr unterstützen. Ebenso wäre es wünschenswerth, wenn die Probe in größern, acustisch gut gebauten höhern Räumen stattfinden könnte. Die schwierigern Stellen übe er stimmenweise allein; fallen sie in Stimmlagen, die für die Sänger sehr anstrengend und unbequem sind so lasse er diese Stellen, um die Organe nicht unnöthig zu sehr anzustrengen, zuerst durch Trans-

position in bequemern Lagen singen, und erst, wenn sie sicher im Gehör sind, wieder in der vorgeschriebenen Tonhöhe.

„Ein Hauptgewicht lege er auf Präcision der Einsätze, auf rhythmisch scharfe Gliederung des Periodenbaues, auf deutliche Aussprache, auf Schönheit und Modulation der Klangfarbe, auf dynamische Belebung. Er trachte, die Sänger mit ihrer Aufgabe recht vertraut zu machen und sie für dieselbe warm zu begeistern; er lenke ihr Gehör auch auf die übrigen mitsingenden Stimmen, besonders bei Stellen, wo die letztern mehr hervortreten müssen; er gewöhne sie daran, aus dem Musikhefte heraus auf den Takt, auf seine Leitung zu schauen, zu welchem Zwecke es besser wäre, wenn er selbst nicht mitsänge, weil er dann alle scharf im Auge haben könnte. Wenn sich die Sänger mit der Composition ordentlich vertraut gemacht haben, soll mit dem Instrument nicht mehr begleitet werden. Ist Alles nun so weit vorbereitet, so nehme er die Proben in verschiedenen Lokalen vor, um die Klangwirkung und die Tragweite der Stimmen kennen zu lernen; schließlich lasse er den Chor in der Kirche und vor einem Publikum singen, daß sich die Mitglieder ans Auftreten in größern Räumen gewöhnen und eine gewisse Befangenheit überwinden lernen.“

Auf das neunte eidg. Sängerfest 1860 in Olten hatte der Stadtsängerverein Geibels Abendfeier „Ave Maria" einstudirt und es hofften die Sänger, ihrem Director mit dieser seiner eigenen Composition Ehre zu erweisen und sich einen schönen Preis im Wettgesange zu erringen. Die letzten Proben waren sehr gut ausgefallen und es war das Lied vielleicht nur zu ängstlich eingeübt. Genug, am Hauptfeste in Olten mißlang der Wettgesang durch Detonation völlig, so daß der Verein sich freiwillig von der Preisbewerbung zurückzog. Das war ein fatales Mißgeschick, für den Verein sowohl als für Wilhelm, der sich so viel Mühe gegeben hatte. Er schrieb darüber an einen Freund: „Das Oltenerfest ist sehr gut ausgefallen, nur unser Verein hatte ein mir noch jetzt fast unerklärliches, jedenfalls nicht geahntes Mißgeschick: wir machten durch Detonation total Fiasco. Die große Hitze und ein Theil der jüngern Mitglieder, welche zum erstenmal ins Feuer geführt und von Angst und Befangenheit ergriffen wurden, müssen vorherrschend als Ursache betrachtet werden; denn die Hauptprobe in Zürich und noch vier Stunden vor dem Concert die in Olten selbst war erfreulich und ließ uns ein gutes Resultat erwarten. Es sollte nun einmal nicht sein: der Verein wird aus dieser Erfahrung für die Zukunft Manches gelernt

haben.“ *) Er suchte sich auf dem Rigi Erholung und führte dann nachher die Uebungen im Stadtsängerverein mit ungestörter Energie fort. Aber allmälig entwickelte sich eine Differenz, die schon lange im Keime vorhanden gewesen war, mehr und mehr zu Tage: es traten Parteiungen auf im Vereine, die zuletzt dazu führten, daß Wilhelm im Jahre 1862 die Direction niederlegte. „Beim Schreiben des Entlassungsgesuches ergriff mich tiefe Wehmuth, in der Erinnerung an so viele schöne Pläne und Hoffnungen seit Uebernahme der Leitung, die sich leider wegen der Philisterhaftigkeit und des Mangels an Begeisterung für Gesang und Poesie und höhere Geselligkeit nicht realisiren ließen“, und nach einer andern Seite schrieb er: „Die Direction des Stadtsängervereins habe ich in Folge der Neuwahlen des Vorstandes und persönlicher widersprechender Ansichten über Aufgabe und Stellung des Vereins zwischen dem Präsidenten und mir niedergelegt. Welche Folgen daraus entstehen, wird sich bald zeigen, denn ich weiß, daß ich meine Pflicht erfüllt und mir viele

*) Die genauere Geschichte des eidg. Sängervereines findet sich im Festberichte von J. Heim zum 25jährigen Jubiläum 1868 in Solothurn, an welch letzterem auch obige schöne Composition, das Ave Maria von Wilhelm, als er schon im Grabe schlief, im Gesammtchor eine herrliche Aufführung erlangt hat.

Mühe gegeben habe, den Verein musikalisch und geistig zu heben." Munzinger übernahm die Direction des Vereins und späterhin ist in Folge von Vereinigung mit dem Männerchor der Name Stadtsängerverein erloschen.

Ein Kern von Mitgliedern war mit Wilhelm ausgetreten. Sie bildeten unter seiner Leitung das sog. BB Kränzchen, das sich hernach „Baumgartner-Verein" nannte, und als sich mehr und mehr neue Sänger anschlossen, den Namen „Männerchor der Stadt Zürich" annahm. In diesem Kreise blühten ihm manche schöne Abendstunden.

Der Zürcherische kantonale Sängerverein hatte beim Jahresfest 1852 in Thalweil Wilhelm zum Vicedirector erwählt und er beschäftigte sich in den folgenden Jahren emsig mit der musikalischen Förderung der Gesangvereine der beiden Seeufer. Bei den Aufführungen in Horgen und Meilen im Jahre 1857 dirigirte er sich bei regnerisch windigem Wetter in starken Schweiß hinein und erholte eine heftige Rippenfellentzündung, die er zwar sehr sorgfältig auspflegte, von der er sich aber nur langsam erholte, und es blieben vermuthlich von daher die Keime seiner spätern Leiden im Organismus zurück. „Die

Zeit der Krankheit, bemerkte er heiter, war zum Nachdenken sehr geeignet und hat Manches zur Reife gebracht, was sonst noch lange geschlummert hätte." Im Jahre 1862 nahm er den Austritt als Director des Sängervereins vom Zürichsee.

IV. Wilhelm als academischer Musikdirector.

Selber im academischen Leben aufgewachsen zog es Wilhelm sein Leben lang mit Vorliebe in academische Kreise und er hatte gerne schon frühe die Leitung des Studenten-Gesangvereins übernommen. Mit der Gründung der Schweizerischen polytechnischen Schule schlossen sich auch die Polytechniker an. Später aber giengen die Studenten und Polytechniker aus einander, beide unter Wilhelms Leitung. Die frische Jugend sprach ihn an und wenn auch unter dem Einfluß des stäten Wechsels die feine Ausbildung der Stimme und des Vortrags bisweilen zu wünschen übrig ließ, so bot dafür die verständnißvolle Aufnahme des Textes und die ideale Richtung genug Ersatz: es wehte Freiheit und Poesie unter den jungen Leuten und Wilhelm gewann sich dabei manchen lieben Schüler und spätern Freund. *) Bei Stiftungsfeiern, Concerten und am Grabe von Professoren oder Studenten ertönte mancher schöne Chor und man fühlte es den Sängern an, daß sie Schule und Natur

---

*) Er redigirte auch das Liederbuch der Helvetia und des Zofingervereins, sowie das Soldatenliederbuch von Egli.

vereinigt hatten. Am schönsten war die Wirkung, wenn Wilhelm, was bisweilen in Abendkränzchen geschah, die Studenten, die Polytechniker und den Männerchor zusammen zog. Er hielt dafür, daß die Pflege des Gesanges als ein geeignetes Mittel zur Veredlung academischer Ungebundenheit von den Behörden aus ernsthaft unterstützt und befördert werden sollte. Im Jahre 1859 wählte ihn die Regierung zum Musikdirector der Universität Zürich, mit der Verpflichtung, den Studentengesangverein zu leiten und an der Universität Vorlesungen über Musik zu halten; und der polytechnische Schulrath, wenn auch eine officielle Stellung nicht geschaffen werden konnte, gab ihm auf dem Wege von Gratifikationen die Anerkennung und Aufmunterung für die Bestrebungen im polytechnischen Gesangverein zu erkennen.

Im Jahre 1864 eröffnete Wilhelm die Vorlesungen an der Universität über Harmonielehre, verbunden mit praktischen Uebungen im vierstimmigen Satze. Er las zwei Semester und führte seine Aufgabe gewissenhaft aus. Es hörten ihn namentlich Theologen, die später in die Lage kommen können, auf Kirchen- und Volksgesang einzuwirken. Die Regierung honorirte seine Stellung auch dann

noch, als er durch Krankheit am Vorlesen gehindert ward.

Eine ähnliche Aufgabe hatte er im Frühling 1865 gemeinsam mit J. Heim, Director der Harmonie, für die Bildung des Volksgesanges unter den Volksschullehrern übernommen. Die Anregung und finanzielle Leistung gieng von der Musikcommission der zürch. Schulsynode aus, welche durch die Herausgabe der Synodal-Gesangshefte erhebliche Mittel zur Verfügung hatte. Die Schulcapitel wählten aus den Anmeldungen für den Gesangdirectorencurs je in einem Bezirk vier Sänger, die nach ihrer Stimmlage und Befähigung ein brauchbares Quartett von zwei Tenören und zwei Bäßen bilden sollten, was aber nicht allenthalben zutraf; die Stadt Zürich stellte ein Octett und zwei Reservisten: im Ganzen ein stattlicher Chor von fünfzig Männern, die als Sänger, Gesanglehrer und Directoren theilweise schon oft, vielfach und lange functionirt und sich bewährt hatten. Wilhelm wurde für allgemeine Musik- und Harmonielehre und Heim für Gesang- und Directionsunterricht berufen. Beide strebten nach bestem Wissen die gestellten Aufgaben zu erfüllen, und wo die kurze, aber streng benutzte Frist von 14 Tagen (in den Schulferien; die Lehrer mußten in der Stadt leben,

einzig und unausgesetzt für diesen Zweck) nicht zu vollständiger Lösung ausreichte, wurden die Pfade bezeichnet, auf welchen bei gutem Willen das Angedeutete gründlich zu erlernen und weiter fortzubilden wäre. *)

Wilhelm hatte sich auch eifrig bethätigt im Jahre 1862 bei der Gründung des Orchestervereins, durch welchen in Zürich ein stehendes Orchester ins Leben gerufen worden ist. Reg.-R. Hagenbuch, sein Freund, hat als Präsident des Vereins auf diesem Wege viel gethan für die musikalische Belebung von Zürich. — Daneben wurde von Wilhelm lange Zeit der Gedanke erwogen, vor einem gemischten Kreise von Kunstfreunden Vorlesungen über Musikgeschichte zu halten: sie sollten vorherrschend biographisch gehalten und die charakteristischen Werke auf dem Pianoforte zum Verständniß gebracht werden. — Mit Kirchner nahm er Rücksprache über die Gründung einer Musikschule in Zürich, und so schlummerten noch manche Gedanken und Projecte in ihm, — aber es kamen andere Tage.

*) Siehe das Nähere in dem Berichte von J. Heim als Abdruck aus den Verhandlungen der Zürch. Schulsynode.

V. Wilhelm als Künstler und Mensch.

In allen Richtungen, in denen sich Wilhelms Leben bewegte, war Musik und Gesang seine treue Begleitung und er suchte mit dieser Kunst verschiedenen Zwecken zu dienen. Als im Jahre 1852 in der Schweiz die National-Subscription aufgenommen wurde, um den Sonderbundskantonen die Zahlung der Kriegsschuld an die Eidgenossenschaft zu erleichtern, gab der Stadtsängerverein ein Concert, um aus der Einnahme auch sein Scherflein beizutragen. Ebenso für den Brand in Kappel (Kt. St. Gallen) 1854, in Verbindung mit Harmonie und Sängerbund; und 1861 beim Brand von Glarus steuerte der Stadtsängerverein, ohne ein Concert zu geben, von sich aus 1100 Fr. Die Gesangvereine (unter Heims Leitung) wirkten 1859 beim Jubiläum Schillers mit und 1863 bei der Uhlandsfeier. Als die Urkantone auf dem Mythenstein dem Sänger Wilhelm Tells das sinnigste Denkmal setzten, schrieb Wilhelm die Composition für die von P. Gall. Morel gedichteten Festgesänge. Der Stadtsängerverein sang am Grabe des Naturforschers Oken, des freisinnigen Theologen Chorherr Cramer, des Geschichtschreibers

Hottinger, des jungen Mathematikers Steiner und der Sangesfreunde Dr. Peyer und Hüni. Und als Altermatt nach Costarica zog und Dr. Heußer nach Brasilien, gab Wilhelm den Freunden im Gesange den Abschiedsgruß.

Die Kunstsinnigkeit zog ihn auch in weitere Kunstkreise. Er erheiterte manche Stunde der Zürch. Künstlergesellschaft, deren Ehrenmitglied er war, mit Gesang und Piano, und trat in freundschaftliche Verbindung mit dem Thiermaler Koller, Landschaftsmaler Suter, Maler Winterhalter in Paris und Kupferstecher Weber in Basel, sowie er auch stets eine stille Bewunderung hatte für Semper, den geistvollen Architekten. Viel Anregung empfing er von dem Aesthetiker Vischer und in persönlich befreundetem Umgange von dem Kunsthistoriker Burkhart, von dessen zarten Gedichten er mehrere componirt hat.

Auf dem Gebiete der Musik war Wilhelm ein völlig neidloser Verehrer des Schönen, wo und bei wem immer es sich finden mochte. Die kleinen Rivalitäten, die so oft das Leben versäuern, hatten keine Nahrung in seinem Gemüthe. Er hegte eine tiefe Verehrung für H. G. Nägeli, der in so Vielem sein Vorgänger und Vorbild war. „Heute Abend,

schrieb er 1853 ins Tagebuch, habe ich noch sämmtliche 60 Schweiz. Männerchöre von Nägeli wieder durchgesehen und zum Theil gespielt. Mehrere Chöre sind ausgezeichnet in Anlage und Durchführung, besonders auf Massen berechnet. In formeller und erfinderischer Beziehung jedoch tragen sie vorherrschend so ähnliches Gepräge, daß sie sehr ermüden und jedenfalls den Vorwurf der Monotonie nicht in Abrede stellen können. Immerhin haben sie außerordentliches Verdienst, besonders wenn man die Zeit ihrer Entstehung, wo die Cultur des Männergesanges erst in der Entwicklung lag, berücksichtigt. Zugleich dürfen sie als Vorbilder einfacher, richtiger Stimmführung und richtiger Declamation gelten und zwar weitaus mehr als die neuern instrumentalen Richtungen des Männergesanges, wo so selten die richtige Grenze der Stimmlagen innegehalten wird. Nägeli legt mitunter die Tenorstimme in eine so tiefe Lage, daß sie wenig Klang mehr haben kann; verwendet es aber meistens mit richtigem Verständniß, indem solche Stimmen etwas dämmerndes, dunkles Klanggepräge haben sollen. Nicht weniger verdient der Gesinnungsadel und die Begeisterung fürs Vaterland rühmliche Erwähnung, wenn auch nicht ignorirt werden darf, daß der Mangel an passenden Gedichten viele philisterhafte Texte von Dilettanten in

seine Hand führte, die weit entfernt sind, auch nur annähernd höhern Ansprüchen an Poesie zu genügen. Immer aber und durch alle Perioden des Männergesanges werden die Blüthen der Nägelischen Muse großartig dastehen, wie sie auch unmittelbar als Beweis ihres Schwunges und der Begeisterung ins Volk übergegangen sind: Stehe fest, Nation, Wir fühlen uns zu jedem Thun entflammet und der Lichtschöpfer — die Perle von allen." — Gegen seinen Lehrer und Freund A. Müller blieb er zeitlebens dankerfüllt und wirkte zu dessen Jubiläum 1859 vermittelst des Stadtsängervereins freudig mit. Wilhelm schrieb damals einige Lebensnotizen in die Neue Zürcherzeitung, die den Lehrer wie den Schüler ehren.*) Müller starb 53 Jahre alt 1863; an

*) Nr. 49 der N. Zürcher-Zeitung vom 18. Febr. 1859: „A. Müller kam 1834, in der vollen Blüthe seiner Jahre, auf einer größern Concertreise durch Süddeutschland begriffen, nach Zürich. In Erfurt, wo er 1808 geboren, hatte er unter der tüchtigen Leitung der als Theoretiker auch in weitern Kreisen bekannten Lehrer M. G. Fischer und Gebhardi vortreffliche Studien gemacht; später trat er als damals schon sehr vorgerückter Clavierspieler in die Schule des seiner Zeit ersten Virtuosen N. Hummel, der ihn in den Geist und Vortrag seiner bedeutendsten Werke einweihte und selbst zu eminenter Virtuosität heranbildete. Einige Zeit nachher erfreute er sich des freundschaftlichen und künstlerisch sehr anregenden

seinem Grabe sangen der Stadtsängerverein und die Harmonie, in Verbindung mit der Orchestermusik. „Er hatte viel zu leiden gehabt, bemerkte Wilhelm, und bittere Erfahrungen durchzumachen.“ — Von

---

Umganges mit dem vorzüglichen Lehrer und Componisten A. André in Offenbach, ebenso bildend und seiner weitern musikalischen Entwickelung förderlich erwiesen sich öftere Ausflüge in das benachbarte Frankfurt, wo unter Guhrs trefflicher Leitung Concert und Oper blühten.

Nach längerem Aufenthalt in den Niederlanden, wo Müller mit vielem Erfolg concertirte und seine ersten Claviercompositionen, meistens Phantasien und Variationen über niederländische Volksmelodien, herausgab, führte ihn besagte Reise nach Zürich. Voll Feuer und Begeisterung für die Kunst, gewandt und elastisch in jeder Beziehung, ließ es sich nicht anders erwarten, als daß er sich bald in den ersten Kreisen eingeführt sah. Unter dem Einfluß und der Thätigkeit eines Dr. H. G. Nägeli und Liste regte sich damals in Zürich ein frischer Sinn und eine warme Liebe für die Musik; und da durch des Letztern bald erfolgten Tod eine bedeutende Lücke in dem musikalischen Leben eingetreten war, so wurde von Müllers schnell gewonnenen Freunden Alles aufgeboten, den jungen talentvollen Künstler bleibend zu fesseln. Zu diesem Ziele gaben sich namentlich auch die Familien Hagenbuch und Hoffmeister im Letten, die sich durch Pflege der Musik schon lange auszeichneten, viele Mühe, was auch schließlich gelang.

Seit der Zeit nun war Müller vorherrschend als Lehrer der Musik, besonders des Clavierspiels, in den ersten Familien thätig und kann sich freuen, in gar vielen Schülern den Sinn

tiefgehendem Einflusse war der vielfältige und familiäre Umgang mit R. Wagner, der als Flüchtling aus den deutschen Wirren längere Jahre in Zürich gelebt hat. Wagner war ein anregender Geist, ein

---

für diese Kunst geweckt und gehoben zu haben. Seine Verdienste werden in dieser Beziehung ebenso unvergänglich sein, wie die dankbare Erinnerung daran in seinen Schülern.

In diese erste Zeit seines Aufenthalts in Zürich fällt auch überwiegend seine künstlerische Bethätigung als Componist; einige Ouvertüren für Orchester, die Zwischen-Acts-Musik zu Spindler's Waldmann, der damals zur Aufführung kam, sowie das Melodrama: „Der Galeerensclave“ geben vielfache Beweise seines productiven Talentes, und ließen nur bedauern, daß er, mit Ausnahme einer Reihe von ein- und mehrstimmigen Liedern, einiger Claviercompositionen und seiner später geschriebenen Operette „Die Flucht in die Schweiz“, die sich großen Beifalls erfreute, nicht weiter als Componist thätig war.

Ganz besondere Verdienste aber erwarb sich Müller als Director des, ihm zu Ehren so genannten „Müller'schen Gesangvereines.“ Nach dem Hinscheiden des unsterblichen Meisters Dr. H. G. Nägeli wurde, von Freunden des Verewigten veranlaßt, zu seiner Todtenfeier das Requiem von Mozart am 1. Juni 1837 in Vereinigung der hiesigen Musikgesellschaft mit dem von Nägeli gestifteten Sängerverein der Stadt Zürich aufgeführt, und das war die äußere Veranlassung zur festen Gründung des gemischten Chores. Wie vielfache Beweise seines tüchtigen Strebens und der vorzüglichen Leistungen dieser Verein in seiner über 10 Jahre andauernden Pflege des Gesanges gab, mag nur schon aus der Aufzählung

gewandter Dialectiker und ein heftiger Polemiker. Er hielt in Zürich seine Vorlesungen über die Oper, in welcher er als Dichter und Componist zugleich die natürliche, dramatische Entwicklung zu verwirk-

---

der Hauptwerke hervorgehen, die er theils in Verbindung mit der Musikgesellschaft an den Weihnachts- und Charfreitags-Concerten, theils auf sich selbst angewiesen zur Aufführung brachte. Wir nennen nur: Paulus, von Mendelssohn-Bartholdy; die Schöpfung (1849 zu Ehren der hohen Tagsatzung selig aufgeführt); Tod Jesu, von Graun, unter Blumenthal's vortrefflicher Leitung; das Weltgericht, von Fr. Schneider; die Zerstörung Jerusalems von Ferd. Hiller; Stabat mater, von Rossini; die Sieben Worte des Erlösers, von Haidn; die letzten Dinge, von Spohr; Händel's Messias; Missa, von A. André; Mendelssohn's Walpurgisnacht; dessen 95. Psalm; Haidn's Jahreszeiten; Marschner's Oper: „der Vampyr.“ Die Glocke, von Romberg.

In den kleinen Concerten des Müller'schen Vereins kamen eine große Reihe von vierstimmigen Liedern, unter denen wir nur die reizenden Compositionen Mendelssohn's bezeichnen, sowie einzelne größere Ensemble-Sätze aus verschiedenen Opern zur Aufführung.

Welche Begeisterung und aufopfernde Ausdauer erforderte die Einübung so vieler großer, zum Theil sehr schwieriger Tonwerke! und wie schönen Erfolg krönte die Bemühungen des verdienten Direktors! Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß gewiß jetzt noch jedes Mitglied mit dem Gefühl wärmsten Dankes sich jener schönen Zeit gemeinschaftlicher Arbeit und gegenseitiger Anregung erinnert! —

lichen und auf der Unterlage von Gluk fortzubauen suchte. Er schrieb damals das Kunstwerk der Zukunft und über ein Theater in Zürich; in ausgewähltem Kunstkreise las er seine Operndichtungen vor.

Wir müssen es uns leider versagen, die große Meisterschaft, mit welcher Müller sein Instrument beherrscht, näher auszuführen; die glänzende Virtuosität und die vollendetste Technik erlaubten ihm, das reichste Repertorium der Claviermusik zu vertreten; es giebt von der ältesten bis zur neuesten Schule kaum einen hervorragenden Meister, von dem er uns nicht Werke in würdiger, geistiger Auffassung interpretirte. Mit den Concerten von Mozart, Weber, Hummel, Beethoven, sowie mit des Letztern Sonaten mit und ohne Begleitung errang er sich stets den reichsten Lorbeer. Er verschmähte es aber auch nicht, sich mit den Compositionen eines Thalberg, Liszt neue Triumphe zu bereiten. Eines müssen wir noch erwähnen, und das ist seine stets offen und freudig dargebotene Mitwirkung bei den Concerten fremder Künstler, die oft, allein durch sie unterstützt, es ermöglichten, uns mit ihren schönen Kunstleistungen zu erfreuen. Müller hat sich durch diese große Uneigennützigkeit gewiß bis in die fernsten Gegenden eine Stätte freundschaftlicher Erinnerung bereitet.

Während der letzten sechs Jahre übertrug die hiesige Musikgesellschaft Herrn Müller die Leitung ihrer Abonnements-Concerte. Die Programme und die Leistungen des Orchesters sind in aller Gedächtniß wohl noch so frisch erhalten, daß wir überflüssig finden, hier noch näher darauf einzugehen. Wenn wir einen Wunsch uns auszusprechen erlauben dürfen, so wäre es der, daß die neuere Richtung der Musik mehr

Mit Wilhelm besprach er im Einzelnen die Motive der Compositionen, sie spielten Vieles während des Werdens mit einander auf dem Piano durch und tauschten ihre Ansichten aus. Wagner drang wiederholt in ihn, daß er die Orchester-Direction übernehmen und sich auf Orchester-Composition werfen

---

berücksichtigt und eine mehr einheitliche Gestaltung des Programmes angestrebt werden möchte: Non multa sed multum!

Wir wissen übrigens gar wohl, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, mit einem stets wechselnden Orchesterpersonal ein gediegenes Repertoir aufzustellen.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsch, daß es dem ernsten Streben der verdienten Musikgesellschaft und dem vereinten regen Eifer der hiesigen wahren Musikfreunde gelingen möchte, neben dem vergrößerten Umbau des Concertsaales auch ein stehendes Orchester zu erzielen, wie es Zürich schon früher hatte, um dem Vorgange der Schwesterstadt Basel würdig nachzufolgen: der wahren, ächten Kunst einen immer festern, vor den gewöhnlichen Schicksalsstürmen geschützten Altar aufzubauen.

Dem verdienten Meister möge ein Rückblick auf die schönen Erfolge einer reichbewegten Künstlerlaufbahn auch den Blick in die Zukunft erhellen, und seine Brust mit frischem Lebensmuth erfüllen!

Unsere rege, warme Theilnahme an seinem freudereichen Jubiläum möge ihm den Beweis geben für die nie verschwindende Dankbarkeit und Verehrung seiner Schüler und Freunde; und ihm ein Zeichen sein, wie sehr uns der tiefgefühlte Wunsch durchdringt, den würdigen Künstler und lieben Freund noch recht lange in frischer voller Thätigkeit in unserer Mitte zu sehen. —“

möchte; aber Wilhelm lehnte den Gedanken standhaft ab und erklärte in bescheidener Weise, daß das Lied sein Gebiet sei, auf dem er etwas Rechtes leisten könne. Er schätzte in Wagner vor allem den Orchester-Dirigenten, der „voll Leben und Geist, Klarheit, Schattirung, Auffassung und Feuer das Orchester wie ein Feldherr zu regieren und zu begeistern wußte.“ Zürich hörte in jenen Jahren unter Wagners Direction die Symphonien von Beethoven, den Coriolan, die Faustouvertüre, die Musik zu Egmont, sowie von seinen eigenen Compositionen den fliegenden Holländer, den Tannhäuser und den Lohengrin in so ausgezeichneter Weise, wie es sie wohl nicht mehr so bald zu hören bekommen wird. Im Componisten bewunderte er die freie und gewaltige Beherrschung und Verwendung der Instrumentation und die Tiefe der Motive und ihre kühne Durchführung. Aber bei all dem blieben der aus zerrissenem Gemüthe hervorquellende Schmerzklang Wagners und der liebliche einfache Wohllaut Wilhelms unvereinbare Gegensätze und jeder gieng seine eigenen Wege. — Auch Liszt lernte er näher kennen und verehren bei seinen Besuchen in Zürich 1845 und 1856; ebenso V. Adler, Thalberg, Bülow, Brahms, Clara Schumann und Kirchner; ferner die Sänger Stokhausen, Pischek, Schmid und Schild. Als Clara Schumann und

Stokhausen im Februar 1862 ein Concert in Zürich gaben, notirte Wilhelm: „Es war ein eigentlicher Kunstgenuß, hoher und weihevoller Art. Frau Schumann trug vor: Beethovens F moll Sonate; im ersten Satz da und dort etwas überstürzt im Rhythmus, auch fehlte einigemale die Energie und Kraft, besonders in der linken Hand; vorzüglich klar und gefühlt war der zweite Satz, besonders der Baß sehr schön nüancirt und die 32tel Passage fein und abgerundet perlend; das Finale sehr lebhaft im Tempo, feurig, abgerundet, Presto etwas überstürzt, wahrscheinlich auch etwas ermüdet von der großen und schwierigen Aufgabe. Sie spielte ferner zwei Stücke von Scarlatti, klar, markig, virtuos; das Scherzo Op. 20 von Chopin, feurig, mit feiner Bravour, und die drei Kreisleriana von Schumann, schön, besonders das scherzende neckische letzte, frei, oft arpeggiando. Die Krone des Abends war die Dichterliebe, ein Liederkreis von Heine, componirt von Schumann, vorgetragen von Stokhausen und begleitet von Kirchner. Das Ganze ein Guß, voll Poesie, Stimmung und höherer Auffassung: eine eigentliche künstlerische Reproduction wie von erlebten Thatsachen. Stokhausen mit schönem Stimmumfang, die Kopfstimme durchwegs aufs feinste verwendet und das Toncolorit mannigfaltig schattirt: kurzum vollendet

und jedes Wort vortrefflich gesprochen. Kirchner löste seine schwere Aufgabe als Künstler, jeder Ton bewußt mit Hingebung und vollster Beherrschung des Kunstwerkes, ganz in Schumann eingelebt und verwebt. Der Eindruck auf mich war groß und unvergeßlich. Schumann zeigt in diesem einen Opus eine ganze Welt von Poesie und fester, bestimmter Gestaltungsgabe. Jedes Lied fix und fest in Einem Guß, daß man es fühlt, es kann nicht anders sein. Geistreich und in innigem Zusammenhang sind auch die Nachspiele und Einleitungen von einem Liede zum andern." Ueber das Concert des Zitherspielers Buchecker schrieb er: „Er behandelt sein Instrument mit Geschmack; feine Nüancirung, auch das Harmonische ist brav, obschon gewöhnlich. In formeller Beziehung sind jedoch seine Vorträge oder Compositionen äußerst locker und schwach, und wenn er aus dem Oberländerstyl sich herausbewegt, so stockt er bei jedem Schritt, unglaublich gewöhnliche Uebergänge, ohne allen melodischen Zusammenhang: entweder ein Beweis mangelhafter Theoriestudien oder ein Ueberschreiten der dem Instrument gesteckten Grenzen. Lieblich klingen die volksthümlichen Ländler und zwar je schlichter um so wohlthuender, und das länger vibrirende Nachklingen der Stahlsaiten macht eine eigenthümliche Wirkung, dem leisen Erzittern

eines von Sehnsucht erfüllten Gemüthes vergleichbar." Als Böros mit einer Zigeunerbande von 11 Mann eine Abendunterhaltung im Stadtsängerverein gab, notirte Wilhelm nachher: „Die Nationalmusik ist höchst originell und spannend durch Rhythmus, Beweglichkeit und überraschende Harmonien. Meistens nach einem sehr getragenen, langsamen, im Tempo sehr freien, mit vielen melodischen Motiven ausgestatteten Satz von vorherrschend tief melancholischem Charakter, folgt nach und nach immer lebhafter sich steigernd ein Czordas, hinreißend bis zum keckſten Uebermuth durch frisch bewegte melodische Motive und frische Modulation." — Die innigste Zuneigung aber besaß Wilhelm zum Violin und Violoncell, obgleich er auffallender Weise den früher empfangenen Unterricht gar nicht mehr cultivirte. Die Concerte der beiden Milanollo, von Kalliwoda, Kölla, Ernst, Vieuxtemps, David, Hegar, Eschmann boten ihm hohen Genuß und als er 1866 Joachim gehört hatte, rief er aus: „Wundervoll gespielt! Mein Gott wie schön spielt der! unübertrefflich, Ton für Ton vollendet und dabei mit einer Ruhe, Hingebung und ächt künstlerischem Geiste, daß ich nichts mit ihm vergleichen könnte. Es bleibt ewig wahr, daß die Musik wie keine andere Kunst unser Herz und Gemüth höher zu stimmen und aufs reinste zu begeistern vermag!"

Neben der Tonkunst beschäftigte er sich gerne mit Cultur- und Literaturgeschichte; er war mit ältern und neuern Werken genau vertraut und besaß ein sehr feines Urtheil. Auch philosophische Studien blieben ihm nicht fremd und er pflog darüber in jüngern Jahren Briefwechsel mit Studiengenossen auf deutschen Universitäten. Ein Verehrer von Feuerbach schrieb ihm einst: „Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, daß mit dem Aufgeben der sog. religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde! Im Gegentheil! die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist werthvoller und intensiver, der Tod ernster, bedenklicher und fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewußtsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte in irgend einem Winkel der Welt nachzuholen. Für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken und ich bin fest überzeugt, daß kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschließlich sterblicher Mensch sein will." Wilhelm klärte manche Frage im Stillen bei sich ab und die so gewonnene Ueberzeugung wurde bei ihm Charakter

und Gesinnung. Als im Jahre 1850 in einem Kreise betont wurde, wie in der Schule die Verstandesrichtung auf Unkosten der Religion und des Glaubens einseitig überwiege, erwiederte er: „Der Grund liegt tiefer als im Unglauben, denn wenn dieser sich so geltend machen kann, so ist es ein Beleg, daß der Glauben selbst auf schwachen Füßen steht. Humanität allein, reine Menschennatur und Liebe, auf gegenseitigem, gemeinschaftlichem Wohlergehen und Achtung der Persönlichkeit basirt, ist der richtige Ausweg, Ausbildung des Gemüthlebens und tiefere Anschauung der Natur das richtige Mittel." Auf die protestantische wie auf die katholische Theologie und ihre Vertreter hielt er nicht gar viel; er maß und schätzte die Geistlichen, unter denen er manchen Freund zählte, nach ihrem persönlichen Werthe. Lebhafter berührten ihn die politischen Verhältnisse und es vibrirte sein tiefes bürgerliches Freiheitsgefühl mit den liberalen Bestrebungen. Wie freute er sich, als im Jahre 1845 in seinem Heimathkanton St. Gallen die Mehrheit der Wahlen liberal ausfielen und als ihm ein Freund von dort schrieb: „Morgen reist der göttliche Staatsschreiber Steiger mit seinem Landammann Baumgartner in einer Kutsche an die Tagsatzung nach Zürich: Cäsar und Pompejus. Der Staatsschreiber wäscht ihm,

um die Freundschaft einzuleiten, heute im Erzähler den Kopf und er wird ihn in Zürich überwachen, daß er uns nicht an die Jesuiten verkauft.“ Und in Zürich jubelte er 1846 über die Maiwahlen. Dr. A. Escher schrieb ihm damals: „Wir haben, mein lieber Freund, auch dieses Jahr einen bestimmten Abend der Woche festgesetzt, an dem wir die liberalen Gesandtschaften bei uns empfangen. Ich habe das letzte Jahr mit Vergnügen wahrgenommen, daß es dir Freude zu machen schien, mit den vielen wackern Eidgenossen bei uns zusammen zu treffen“ und so lud er ihn aufs Neue ein, „den Abenden beizuwohnen, die Bekanntschaften zu erneuern und zu der Annehmlichkeit des Aufenthaltes der liberalen Gesandten in Zürich beizutragen.“ Das hinderte aber Wilhelm nicht, überall seinen Humor spielen zu lassen. Als bei einem akademischen Feste ein großer Eidgenosse toastirte, bemerkte er darüber: „Es geschah in jenen Phrasen und Schlagwörtern, welche die Redner der dreißiger Periode kennzeichnen; an Gedanken arm und unlogisch, selbst formell gewöhnlich, mit bekanntem Pathos und ausgreifenden, für den Nachbar gefährlichen Armbewegungen.“ Während des Sonderbundskrieges componirte er das Gedicht von G. Keller „Es sind vier Länder gelegen“, dessen Veröffentlichung

erst 1866 einen verletzenden Anachronismus bildete. Er begrüßte die neue Bundesverfassung und später die Rettung von Neuenburg und gab bei Anlaß der daraus erfolgten Rüstungen gegen Preußen dem in Zürich anwesenden General Düfour durch den Stadtsängerverein in Verbindung mit der Harmonie eine Serenade. Die 1848er Revolution in Paris und Berlin, der Staatsstreich vom 2. Dezember, der französisch-italienisch-östreichische Krieg 1859 und der Krieg 1866 zwischen Preußen und Oestreich waren mit tiefen Eindrücken an seiner Seele vorübergegangen. Bei der partiellen Revision der schweiz. Bundesverfassung im Jahre 1866 stimmte er für Annahme und hatte keine Freude an der zwiespältigen Entzweiung, welche den Eigensinn der Partei höher stellte als die Sache des Fortschrittes. Wilhelm erfüllte die bürgerlichen Pflichten aufs gewissenhafteste und machte es sich zum Grundsatz, an den officiellen Versammlungen (Gemeinde, Kanton, Bund) soweit nur immer möglich Antheil zu nehmen; es muß jeder Einzelne, sagte er, seinen Mann stellen und wenn ein jeder flau werden und zu Hause bleiben wollte, so würde die Republik zu Grunde gehen. Er besaß überhaupt ein energisches Gefühl persönlicher Selbständigkeit und wenn auch harmonisches Ebenmaß und Bescheidenheit den Grundton

seines Wesens bildeten, so wachte gleichwohl ein scharf accentuirter Stolz auf, wenn etwa vornehmer Dünkel die Kunst und ideale Bestrebungen unterschätzig behandeln zu dürfen glaubte.

Wilhelm gab sein Innerstes nicht Jedem sofort hin, aber er zählte viele würdige Freunde und seine Freundschaft war von fester Art. Erst aus seinen hinterlassenen Papieren ermißt es sich, welch ein großes Vertrauen sich ihm zugewendet hat und wie ein besonnener, redlicher Rathgeber er gewesen ist, auch in tragischen Situationen. Er hielt treuen Mund über anvertraute Geheimnisse, sein Leben lang, auch gegen die nächsten Freunde und die Seinigen, und wie er selbst Pietät geübt hat, so muß auch die biographische Skizze das Schweigen ehren. Im Urtheil war er ungemein besonnen und gegen Andere liebreich gesinnet; er suchte jedes Vorkommniß, auch wehthuende, so lange als nur immer möglich aus guten Motiven zu erklären und zu entschuldigen, und nichts war ihm so verhaßt und verächtlich als Neid und Klatsch. Er war alle Zeit eine gesellige Natur und besaß für gesellschaftliche Unterhaltung ein köstliches Talent, wobei seine gediegene Bildung überall herausleuchtete. Es stand ihm nicht bloß die Kunst der Musik zu Gebote, mit der er ungeahnt

so viele herrliche Augenblicke herangezaubert hat, sondern es lebte überhaupt Geist, Humor und Witz in ihm und die Fröhlichkeit des Herzens fand das beredte Wort. Oft gieng er bis zum Muthwillen und manches „Gütterli" verduftete noch, wenn der Cerberus der Polizei schon 11 Uhr gerufen hatte. So stunden Wilhelm und V. Adler und Dr. Roth einst auch vor dem Stadtgerichte Zürich und wurden wegen Uebersitzen ein jeder zu 1 Fr. Buße und in die Kosten verfällt: das waren noch strenge Zeiten! Im Uebrigen tauschten sich solche Freuden, bei denen auch die Cigarre und das Kartenspiel nicht fehlen durften, rasch wieder an die regelmäßige Arbeit aus und die ernste Richtung in den verschiedenartigen Berufsbestrebungen sowie der lautere Grundton des Gemüthes gaben dem Freundeskreise tiefere Weihe.

Es wäre doch merkwürdig gewesen, wenn in einem so reichen Herzen nicht auch die Liebe aufgegangen wäre! Seine besten Lieder, namentlich „Die Frühlingsliebe", „Du Tropfen Tau" u. s. w. geben dem psychekundigen Leser hierüber Aufschluß. Es ist aber zunächst zu betonen, daß Wilhelm von einer tiefen Achtung vor andrer Persönlichkeit erfüllt und daß er eine durchaus reine und edle Natur war. Aber die Anmuth schöner Erscheinung, sinnigen Gemüthes und

seiner Bildung zündete freilich auch in sein Herz hinein und weckte den Wunsch, in treuer Vereinigung ein gemeinsames Leben leben zu können. Als er im Berner-Oberlande in die klaren Augen eines Mädchens geschaut hatte, notirte er sich: „Wäre ich unabhängig und reich, so daß mir für die Zukunft einer Familie, wenn mir ein Unglück wiederführe, nicht bangen müßte, wohl wählte ich mir ein liebes Weib und wollte es gewiß so herzen und pflegen, daß auch sie ihr Glück darin fände. Und gerade eine solche schlichte, empfängliche, gesunde Natur, vom nagenden Zahn sogenannter Civilisation noch nicht berührt, würde meinen Herzensbedürfnissen am nächsten kommen.“ Die Musik ist bekanntlich ein gefährliches Gebiet, auf dem sich verwandte Empfindungen und Stimmungen begegnen und verstehen lernen können, und auch Wilhelm, obgleich er sich die gewissenhafteste Resignation auferlegte, trug seine Wunden davon, die in seinem weichen Gemüthe nur langsam vernarbten. Einst bezauberte ihn, ohne daß er es recht gestehen mochte, eine Schülerin von seltener Schönheit und das dunkle Auge bekam Gewalt über ihn: aber die socialen Vorurtheile standen im Wege und im Wechselspiel von Anmuth und Kälte verendete die stumme Neigung in Hoffnungslosigkeit. Ein intimer Freund von ihm hatte seine Neigung auf

dasselbe Wesen geworfen und mit gleichem Schicksale; der schüttete sein Herz im Geheimen in einem Cyclus von Liedern aus, die er nachher dem Wilhelm ins Archiv der Liebesträume zur Aufbewahrung übergab und aus denen hier eine Probe stehen mag:

„Ich wollt', ich wär der Gott Neptun
Und herrschte mächtig in den Wellen:
Heut ließ ich sie im Frieden ruh'n
Und morgen wild am Strand zerschellen.

Doch säh' ich Dich, mein holdes Kind,
Im leichten Kahn im See Dich wiegen,
Dann wär's so still und jedem Wind
Müßt' alle rauhe Kraft versiegen.

Des Seees Spiegel wär so klar
Und zeigte Himmel, Alpen, Maien;
Dich aber würd' er wunderbar
Vor allen prächtig conterfeien.

Denn wenn ich Dir ins Antlitz seh,
Im dunkeln Aug' die hellen Thränen,
Dann muß ich mich auf sel'ger Höh'
Im Paradies von Engeln wähnen.

Doch ach! es könnte nicht so lang
Die spiegelklare Ruhe dauern:
Mir würde plötzlich gar so bang
Glückseligkeit die Brust durchschauern.

Und was sich so in mir geregt,
Das müßte in die Wellen fahren,
Denn was ein Gott im Herzen trägt,
Soll uns die Welt auch offenbaren.

Die Fluth, der Du Dich anvertraut,
Würd' unverschämt vor lauter Kosen:
Ach Gott! sie würde schrecklich laut
Aufschwellen, schwanken, brechen, tosen.

Doch fürchte ja nicht um Dein Heil,
Noch um Dein holdes, junges Leben!
Ich würde mit galanter Eil'
Dich sicher aus den Wellen heben.

Dir sorglich dienstbar sich zu weih'n,
Dich fesseln in entzückten Armen, —
Wie süß mag all' die Wonne sein,
Wie selig muß das Herz erwarmen!

Der Freund zog von dannen aus dem ungefügen Zürich und Wilhelm griff zur Composition und sang: „Mein ganzer Reichthum sei mein Lied!"

Jedes Jahr machte er eine kleinere oder größere Ferienreise zu seinen Verwandten, zu Freunden, in die Gebirge, oder zu Kunstzwecken in deutsche Lande. Er weilte gerne am Vierwaldstädtersee, auf dem Rigi, wo er 1864 seinen lieben Lehrer Waldmann

zum letztenmale sah; er pilgerte zweimal über die Furka und Grimsel ins Berneroberland; ins Engadin, an den Comer- und Langensee und nach Mailand; an den Rhein hinunter nach Heidelberg, Frankfurt, Mainz; nach Stuttgart und 1863 an die großen Concerte nach München. Und mit seinen Sängern machte er seelenvergnügte Ausflüge nach Ravensburg, nach der Ufenau, ins Wäggi- und Klönthal.

Wilhelm war mittelklein, fein gegliedert, namentlich Hände und Füße, alles in schönem Ebenmaß. Der Kopf von besonders schönen Verhältnissen, mit reichen Haaren, Rund- und Schnurrbart, bräunlich, früh aber ins weiße (ein Familienzug, der sich auch an seinem Bruder in Salzburg findet). Aus den silbergrauen, üppigen Haaren glänzte ein jugendlich heiteres, freundliches Angesicht; und über der energisch geformten Stirne mit den starken Augenbraunen, der feinen Nase und den weichgeschnittenen Lippen rosige Gesundheit. Aus den graublauen Augen unter der Brille spielte Geist und wohliger Humor und um die Mundwinkel gutmüthige Ironie. Er war immer einfach gekleidet, aber wohlgeordnet und geschmackvoll, wie er denn auch zu Hause in allen Dingen, in seinen Schriften, Rechnungen &c. die

musterhafteste Ordnung hielt. Er hatte einen festen und doch leichten Schritt, er war kein Freund von Uebereilung. Die ganze Erscheinung war gemessene Kraft, Ebenmaß, Geist, Humor und Grazie: eine volle charakteristische Uebereinstimmung vom Kopf bis zum Fuß.

und [illegible] Erfahrung hell. Er hatte einen leisen, aber doch [illegible] Schritt, er war drei Hand vom Unterschied. Die ganze Erscheinung war gewöhnlich: Kraft, Gedanke, Geist, Gewalt und Gestalt einer vollen charakteristischen Uebereinstimmung vom Kopf bis zum Fuß.

Wilhelms
Familienleben und Ende.

Wilhelms Familienleben und Ende.

Schon während der Studienjahre hatte Wilhelm im gemischten Müllerschen Gesangverein eine brave Bürgerfamilie kennen gelernt: den Bäckermeister M. Hauk, einen tüchtigen Bassisten und festen Redner, und dessen sinnige Gattin. Als Wilhelm zum Director des Stadtsängervereins gewählt wurde, war Hauk Präsident desselben. Die so der Musik selbst zugeneigten Eltern ließen ihrem einzigen Kinde früh Musikstunden geben, und es gehörte zu den wichtigern Augenblicken in dem jungen Leben, wenn Wilhelm auf den Wunsch der Eltern von Zeit zu Zeit eine Prüfung mit Elise vornahm; und als sie dann im Frühling 1860 die Erlaubniß erhielt, bei dem ziemlich strengen Lehrer, zu dem sie mit besonderer Hochachtung emporschaute, selber Unterricht genießen zu dürfen, da war ihr sehnlichster Wunsch erfüllt. Aber aus der Musik erkeimte nach und nach ein

anderes Gefühl im Herzen, und im September 1860 fand in dem allerseits unter sich befreundeten und nun noch inniger verbundenen Familienkreise die Verlobung statt. Wilhelm bewarb sich, ohne jedoch sein heimathliches Bürgerrecht in Rorschach aufzugeben, um das Bürgerrecht in der Stadt Zürich, in welcher er seit mehr als fünfzehn Jahren so viel zur Hebung des musikalischen Lebens beigetragen und in den mannigfaltigsten Kreisen so viel Genuß und Freude bereitet hatte. Das Bürgerrecht der Stadt kostete ihn 1500 Fr.; die Regierung dagegen ertheilte ihm das Kantonsbürgerrecht mit Rücksicht auf die musikalischen Verdienste als Ehrengeschenk. Sein Freund, Dr. Dubs, dem er auch einen Theil der Männerchorsammlung dedicirt hat, war damals Regierungspräsident und wurde bald nachher zum Bundesrath gewählt, sowie der Dichter G. Keller zum ersten Staatsschreiber Zürichs — zwei Acte, die Wilhelm lebhaft begrüßte. Am 15. Juli 1861 wurde die Ehe eingesegnet — Elise 20, Wilhelm 40 Jahre alt — in der kleinen, freundlich gelegenen Kirche zu Wollishofen von Pfr. Zollinger aus Winterthur, den Wilhelm speciell hiezu erbeten hatte. „Es ist ein ernster Schritt, lautete es in der Trauungsrede, sein Herz und Leben an das eines Andern zu ketten und sich ihm zur Treue zu verpflichten auf allen Wechsel hin von

Freude und Leid; denn da gilt's herauszutreten aus seinem eigenen Wesen, liebend sich hineinzuleben in des Andern Seele, sein Bestes und sein Alles mit ihm zu theilen; da gilt's sich zu vertragen in Geduld, einander abzunehmen des Lebens Last, sich gegenseitig zu stärken durch Gemeinschaft des Strebens, damit das Andere sich glücklich fühle und dadurch auch das eigene Herz und immer schöner das Wort sich erfülle, das aus Gottes Geist über eine christliche Ehe gesprochen ist: „„Also seid Ihr nun nicht mehr Zwei sondern Eines."" Aber so ernst dieser Schritt bleibt, er ist doch in einer heiligen Ordnung gegründet und wem Reife des Geistes und Tiefe des Gemüthes und Tüchtigkeit des Berufes verliehen ist, der muß früher oder später zu jener innern Erfahrung kommen, die zu ihm spricht: „„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."" Denn erst dann können wir unsere Bestimmung erfüllen, wenn sich um unsere Person und unsere Kräfte der geweihete Wirkungskreis der Familie zieht, wenn wir unser Gärtlein kennen, das wir bauen sollen in dem großen Gebiete der Menschheit, und einmal wissen, für wen wir zuerst zu beten, zu sorgen und zu arbeiten haben. Siehe, mein theurer Freund, der Du nun deinen Festtag begehest, darum ist es uns Allen, die wir durch die Bande der Verwandtschaft

oder der Freundschaft schon bisher Dir angehört haben, selber eine festliche Freude, Dich angelangt zu wissen bei solcher Entscheidung und Dich an der Hand einer Verlobten zu sehen, die die Wahl deines Herzens ist; darum können wir Ihnen aufrichtig Glück wünschen, verehrte Braut, weil Sie in dem erkorenen Gefährten Ihres Lebens nichts anderes gesucht haben, als was den wahren Werth eines Mannes und Gatten begründet. Und so ist es denn mir ein süßer Beruf, den Segen zu sprechen zu Euerm Beider Vorhaben und Euch vorher noch ein Wort des Evangeliums, das der Apostel Paulus an die Epheser geschrieben hat, an die Seele zu legen, damit es Euch geleite auf Euerm gemeinsamen Lebensgang und mahnend und ermunternd in Euerer Erinnerung bleibe: „„Befleißet Euch zu halten die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens.““ Zwischen hinein erklangen die Gesänge des Stadtsängervereins. Die Neuvermählten flogen in die schöne Sommerwelt hinaus nach München, zu Wilhelms Geschwistern nach Salzburg und nach Wien. Bei einem Sturme auf dem Chiemsee wären sie beinahe ertrunken, während daheim die liebevolle Mutter die Haushaltung für sie einrichtete, wie man es nicht besser wünschen konnte.

Nun faßte sich Wilhelm in allen Richtungen zusammen und lebte mit verdoppelter Fröhlichkeit seiner Aufgabe als Pianist, als Gesangsdirector, als academischer Musikdirector und als Componist. Er erhielt von den Liedertafeln in Bern und Basel, von der Harmonie Suisse in Paris, vom Schwäbischen und vom Badischen Sängerbund, vom Stuttgarter Liederkranz und vom Wiener Männergesangverein Anerkennungsschreiben und nach deutscher Sitte den Ehrensold für ausgewählte Compositionen.

Doch auch die trüben Tage blieben nicht aus. Im Januar 1864 wurde das erste Kind geboren, Wilhelm Eduard, der aber schon nach einem Monat die Erde wieder verließ; und die Mutter schwebte längere Zeit am Rande des Grabes. Da konnte Wilhelm die Fülle seiner Liebe entfalten; aber die Gefahr, das Liebste auf Erden eins ums andere zu verlieren, griff tief in seine Seele ein. „Resignation! Ja wohl, schrieb er damals, was bleibt einem anders übrig! O Menschenherz, wie viel mußt du leiden und dulden! Mag es nun das alte Fatum oder die christliche Vorsehung herbeiführen, mit Nothwendigkeit herrscht das Geschick und ohne Widerstand ist der Mensch ihm unterworfen; es schreitet unerbittlich vorwärts und reißt mit sich fort, was ihm in den Weg tritt.“

Leider kam die Heimsuchung auch an ihn persönlich; es stellten sich die ersten Anfänge einer Heiserkeit ein, die damals noch für eine ungefährliche Affection des Kehlkopfs betrachtet werden konnte. Der Arzt verbot ihm alles Rauchen, was er auch getreulich hielt, und verordnete ihn auf den Rigi. Dort componirte er die beiden Lieder von Hoffmann von Fallersleben „O glücklich wer ein Herz gefunden" und „Mein Lied, auf Rosenlippen" und schickte selbige zum Gedächtniß des 15. Juli an seine Elise heim. „Wenn ich nur Dich, mein süßes Leben, bei mir hätte! Du fehlst mir allenthalben, besonders in jenen höhern Stimmungen, wo uns der Eindruck dieser herrlichen Alpennatur überwältigt und mit frommer Sehnsucht erfüllt. Mögest Du mir Deine treue Liebe, welche mich so recht bis ins tiefste Innere glücklich macht, erhalten und auch in Zukunft Freud und Leid, wie es uns beschieden sein mag, mit mir theilen. Das dunkle Walten des Schicksals hat im letzten Jahre schwere Leiden und Schmerzen über uns gebracht: wir haben uns bestrebt, sie gegenseitig in stiller Ergebung zu ertragen; hoffentlich birgt die Zukunft für uns in ihrem Schooße auch wieder glücklichere Stunden. Verzagen wir nicht und blicken wir mit ausharrendem Vertrauen derselben entgegen! Mag uns auch noch Vieles entrissen werden, lassen

wir uns nur das Eine nicht rauben: treue Liebe und aufrichtiges Vertrauen zu einander; das wird der beste Schutz sein gegen noch so herbe Schicksalsstürme."

Im folgenden Jahre, den 2. April 1865, wurde den erfreuten Eltern ein gesundes Mädchen Anna geboren. Wilhelm ließ die Kinder protestantisch taufen, schon aus dem Grunde, weil bei der innigen Verbundenheit zwischen Mutter und Kind das religiöse Element eine große Bedeutung habe und dießfällige Differenzen nachtheilig auf die Erziehung einwirken könnten. Wilhelm war ein ungemein zärtlicher Vater, die Kleine auf den Knien blieb seine süßeste Freude. Er spielte ihr melodiöse Stücklein vor und freute sich, wenn das Kind dabei hell auflachte und ihn fortwährend um noch mehr bat. Zuweilen in der Dämmerung, wenn Wilhelm in geweihter Stimmung sein tiefstes Empfinden in Phantasien wiedergab und an seiner Seite die Mutter saß mit dem Herzebuseli (wie er das Kindchen fast nie anders nannte), dann verrieth das muntere kleine Wesen keinen Laut und lauschte wie in geheimem Zauber den wunderbaren Tönen, und manchmal auch wiegten die weichen Klänge das holde Schätzchen in süßen Schlummer ein. Und als es mehr und

mehr zu plaudern und zu gehen anfieng, da glaubte Wilhelm seine schönsten Hoffnungen erreicht zu haben.

Die Bergluft im vorigen Jahre hatte indessen den Husten und die Heiserkeit keineswegs gründlich zu beseitigen vermocht, so daß er nunmehr dieses Jahr nach Tarasp wanderte, um am dortigen Eisensäuerling die Heilung zu suchen. Er componirte dort „Liebessehnsucht kommt so traut" und Geibels „Sei du mein lieblich Schweigen." Elise aber schrieb ihm: „Wie einsam und traurig sieht mich alles an, seit Du aus unsern Räumen geschieden bist; wie werde ich die langen Wochen zubringen ohne Dich! Du wirst meine Stimmung nicht begreifen können, da ich doch das theure Pfand unserer Liebe um mich habe: aber eben darum, weil mich das liebe Kindchen jeden Augenblick an Dich erinnert, fühle ich die Leere doppelt. Es ist alles wie ausgestorben, es ist mir nirgends wohl, ich irre von einem Zimmer ins andere und weiß nicht, was ich suche. Doch ja, ich weiß es, ich suche mein Liebstes und ach ich suche es vergebens!" Sein Freund Dr. Killias machte ihm den Aufenthalt in Tarasp möglichst angenehm, aber das Wetter war bisweilen empfindlich naßkalt und die Kur nützte wenig, so daß Wilhelm fast kränker heimkehrte. Doch nahm er die Stunden

wieder auf. Gegen Ende des Jahres schrieb er an einen Freund: „Mein Husten und Halsübel hat sich schon in Tarasp eher verschlimmert als gebessert; meine mit Mitte September wieder aufgenommene Berufsthätigkeit strengte natürlich die an und für sich schon angegriffenen Athmungsorgane noch mehr an und mit dem Husten stellte sich nach und nach eine sich immer mehr steigernde Heiserkeit ein, welche schließlich mit totaler Sprachlosigkeit aufhörte, so daß es mir mit dem besten Willen nicht mehr möglich war, meine Stunden zu geben und die beiden Vereine zu leiten. Der Arzt schrieb mir absoluteste Ruhe und völliges Stillschweigen vor und bannte mich für gleichmäßige Wärme aufs Zimmer und ins Bett. So steht es jetzt! Gefahr ist keine dabei, aber eine vielleicht langwierige Geschichte. Ich vertraue hauptsächlich auf Ruhe und Wärme und will mich nun in Geduld fügen und ergeben."

Unter solchen Umständen fieng das Jahr 1866 natürlich sorgenvoll an. Er hatte die Leitung der Gesangvereine an Andere übertragen. „Mit meiner Heiserkeit, schrieb er dann im Januar, geht es etwas besser, aber auf wie lange, weiß ich nicht. Ich habe auf Anordnung des Arztes die Stunden seit Neujahr ausgesetzt und kam drei Wochen lang nicht

zum Haus heraus, was mir begreiflicher Weise etwas langweilig und so gar ungewohnt vorkam. Ich versuchte alles Mögliche; das Beste war Ruhe und gleichmäßige warme Luft. Da ich aber unmöglich in meinen Verhältnissen lange meine Stunden aussetzen und meine Einnahmen auf Null reduciren kann, während die Ausgaben fortlaufen, so mußte ich schließlich eben doch meine Berufsangelegenheiten wieder aufnehmen. Ich kann nun selbst noch nicht sagen, wie es mir weiter gehen wird: natürlich strengt und greift das viele Reden und Corrigiren in den Musikstunden meine Sprachorgane sehr an; dazu kommt noch der beständige Wechsel der Temperatur, aus warmen Zimmern wieder hinaus in die kalte, feuchte und oft neblige Luft, und so ist es leicht begreiflich, daß von einer totalen Herstellung keine Rede sein kann. Wenn ich mich nur durch den Winter so hinlaviren kann, dann hoffe ich das Beste von der warmen Frühlingsluft.“ Die ökonomischen Sorgen, auf welche dieser Brief hindeutet, bestanden eigentlich mehr in der Einbildung, indem ihm von Elisens Eltern und von anderer Seite alle erforderliche Unterstützung angeboten war, um sich kummerfrei der Genesung hingeben zu können; es war auch ein Aufenthalt in Nizza oder Pisa in Vorschlag gekommen, aber Wilhelm lehnte beharrlich den Gedanken ab. Er war

überhaupt ein eigensinniger Patient, was sein theilnehmender und überaus besorgter Freund und Hausarzt, Professor Dr. Ernst, genugsam erfahren hat. Der letztere erkannte den wahren Charakter der Krankheit gar wohl und wußte leider, daß es sich bei der Lungen- und Kehlkopfschwindsucht nur noch darum handeln könne, durch Palliativmittel und Schonung das Leben möglichst lange hinauszufristen; aber der Kranke machte manchen Strich durch die Rechnung und durchkreuzte die Verordnungen mit einem Regime, wie es ihm beliebte. Von Ende Februar an aber wurden auf strengsten ärztlichen Befehl alle Stunden eingestellt.

Den jungen Frühling brachte er, in bester Pflege und von den Seinigen fast täglich besucht, auf dem Lande zu im Muggenbühl, einem stillen freundlichen Ausflugsort in der Nähe von Zürich, wo er in gesunden Tagen mit wenigen oder mehreren Freunden unzählige schöne Stunden verlebt und die erhöhte Stimmung glückseliger Augenblicke so oft auf dem Pianino hatte ausströmen lassen. Dann zog er in die Kuranstalt von Dr. Maag im Rosengarten bei Lichtensteig, von wo aus er noch die Vorproben mit den Toggenburgischen Vereinen fürs eidg. Sängerfest vornahm. Von dort schrieb er wieder am 15. Juli:

„Nimm am heutigen Erinnerungstage unserer Trauung meine innigsten Glückwünsche entgegen und gib auch unserm lieben Kinde, dem theuren Pfand unserer Liebe, meinen wärmsten Herzenskuß. Möge ein freundliches Geschick Euch Beide mir noch lange erhalten und Euere Tage segnen! Ich bringe Dir, liebe Elise, aber auch meinen Dank für all Deine Liebe und Güte, mit welcher Du mich stets umgibst, und für alle die Sorgfalt, welche Du mir in diesen kranken Tagen zugewendet hast. Könnte ich doch heute auf den Flügeln der Sehnsucht und Liebe zu Euch eilen, Euch in die treuen Augen sehen und Euch wenn auch nur für einen Augenblick ans Herz drücken! Möge Dir auch als Freundesgruß das fliegende Liedchen („Liebesleben“) sagen, wie lieb Du mir bist und wie glücklich ich mich in Deiner Liebe fühle: ja segnen will ich den Tag und hoch in Ehren halten, der Dich als treuliebendes und aufopferndes Weibchen mir zugeführt hat.“ Und sie erwiederte ihm: „Tausendmal Dank! aber liebes Herz, Du schilderst mich viel besser als ich es bin: glaube nur, ich kenne meine Fehler und Schwächen und habe Du Geduld mit mir! Ich danke dem Himmel, der mir in Dir ein edles Vorbild gegeben, und das Beste, was in mir ist, ich habe es in den fünf Jahren unserer glücklichen Ehe durch Dich gewonnen. Das Liedchen,

das Du mir auf so sinnige Weise für diesen Tag bestimmt hast, möge als reinster Herzensklang auch Dir entgegentönen und wie ein tausendfältiges Echo unserer Liebe in alle Fernen weiterklingen." — Nun giengs höher hinauf nach Churwalden, um sich in der Alpenluft noch mehr zu stärken. Elise war dort um ihn und auch sein Freund Carl. Die Kräfte nahmen ordentlich zu und der köstlichste Humor würzte die gemeinsamen Stunden. Der Himmel aber war unbarmherzig und regnete fast fortwährend. An einem der wenigen sonnigen Tage giengs auf Wilhelms Verlangen auf das 8578 Fuß hohe Stäzerhorn; alles Zureden, daß er hinaufreiten möchte, half nichts, er gieng mäßigen Schrittes, ohne Anstrengung, freute sich unterwegs an den Alpenrosen und auf der Spitze an der großartigen Aussicht und kehrte ohne Ermüdung und seelenvergnügt Abends wieder ins gemüthliche Kurhaus von Hauptmann Gengel zurück. In Folge der naßkühlen Witterung wurde Churwalden aufgegeben, Wilhelm zog nach Rorschach zu seinen Verwandten und brachte, aufs sorgfältigste verpflegt, den Herbst bei ihnen zu. Dort wurde auch noch Dr. Sonderegger consultirt, der im Stillen die gleiche verzweifelte Diagnose stellte, den Wilhelm aber aufmunterte und ihm nebenbei jeglichen Wein untersagte. „Nun ich will mich ja gerne diesen Vor-

schriften und Entsagungen unterziehen, schrieb er an Elise, aus Liebe zu Euch Allen und aus Pflichtgefühl, da sie ja den Keim zu neuem frischen und thätigen Leben in sich bergen sollen. Gebe der Himmel, daß es aber nicht gar so lange mehr daure, bis ich mich wieder meinen Berufsgeschäften widmen kann, denn ich sehne mich darnach fast ebenso sehr, wie nach Euch Lieben und Freunden. Es ist eine schrecklich lange Zeit, seit Februar fast ununterbrochen nicht mehr ordentlich thätig sein zu können; ich bin es einmal nicht gewöhnt und es liegt mir schwer auf dem Herzen. Und dazu kommen die ökonomischen Verhältnisse: Du weißt, daß ich in dieser Beziehung etwas zartbesaitet und von jung auf an eigenes Arbeiten und Verdienen gewöhnt bin; deßhalb ist mir das Gefühl der Abhängigkeit in Folge meiner Krankheit um so schmerzlicher. — Der See liegt vor meinem Auge so ruhig ausgebreitet, daß Niemand ahnen würde, wie stürmisch aufgeregt er noch vor Kurzem gewesen. Möchte auch mein Gemüth nach und nach wieder seine innere Ruhe gewinnen und die Wogen sich legen, welche, ich weiß und fühle es wohl, noch immer als Nachwehen jener gewaltigen Stürme und Seelenleiden mein ganzes Inneres ergriffen und erschüttert halten. Und doch kann und will ich jene schweren Tage nicht vergessen. Seien wir aber nicht

ungerecht: wenn uns auch durch ein unerbittliches Geschick unser liebes erstgebornes Kind so grausam entrissen wurde, so bliebest doch Du mir geschenkt und jetzt mit Dir ein zweites süßes Pfand unserer Liebe. Hoffen wir, daß es uns Beiden vergönnt werde, die liebe kleine Anna mit verdoppelter Liebe gegenseitig zu hegen und zu pflegen und zu einem lieben und guten Mädchen aufzuerziehen. Das sei unser festes Streben und darin wollen wir getrosten Blickes der Zukunft entgegenschauen."

Auch in diesem schweren Jahre war Wilhelms Muse keineswegs stumm geworden. Er componirte „O laßt mir meine stille Weise", „Eine holde Kleine", „Wohin schweifst du", „Wann die ersten Veilchen"; für seine kleine Anna „Ein Spiegel bist du Kindchen mir", für seine Elise das „Liebesleben"; im weitern brachte er den Festmarsch fertig und ein Thema mit Variationen, zwei größere bedeutende Claviercompositionen. Der Sängerin Albertine Volkart dedicirte er das Op. 28 „Sechs kleine Lieder" und seiner Elise zum Geburtstag das Op. 30 „Stille Lieder". „Ich weiß zwar wohl, schrieb er damals an seinen Freund Hafter, daß die deutschen Musikzeitungen und deren Critiken auf mich schlecht zu sprechen sind, wenigstens mit wenigen Ausnahmen.

Das wird mich aber nicht abhalten, in meinem Streben fortzufahren; vielleicht urtheilt eine spätere Zeit billiger, und es erfüllt mich mit Wehmuth, aber auch mit inniger Freude, daß R. Schumann und Mendelssohn freundlicher und aufmunternder geurtheilt haben als S. Bogge und Comp. Wie schwer es übrigens hält, aus der Schweiz sich Bahn zu brechen und bekannt zu werden, das weiß nur, wer es selbst erfahren hat; und wie unfreundlich die Mehrzahl der Directoren schweizerischer Vereine sind, beweisen ihre Programme. Ja, lieber Freund, so steht es! Doch darum unverzagt vorwärts! Ich hoffe, so ein freundliches Geschick mich wieder genesen läßt, das Hundert meiner Lieder voll zu bringen und mich dann mit Energie auf die Claviercomposition zu werfen. Ein größeres Variationenheft, Originalthema in ges, ist schon fertig; es soll Dir Spaß machen, braucht aber gute Zähne! ein größerer Festmarsch sitzt fertig in meinem Kopfe u. s. w. u. s. w.: also wohlgemuth!"

Im September wurde die Wohnung gewechselt; er zog aus dem Zeltweg in die Schipfe zu Fr. Bürkli, der im Gesangvereine mit ihm zusammengewirkt und ihm bei früherem Anlaße eine aufopfernde Freundschaft bewiesen hatte. Der Männerchor brachte ihm ein Ständchen als Gruß zur Rückkehr aus der langen

Abwesenheit. Wilhelm machte noch einen Ausflug mit seiner Elise an den Vierwaldstättersee, um ihr zum erstenmal die malerischen Gestade zu zeigen, an denen er so gerne verweilte. Dann begann er die Clavierstunden wieder, trotz des ärztlichen Verbotes; es wirkten hiebei offenbar weniger ökonomische Gründe mit als das Bedürfniß zu arbeiten, sich geistig zu bethätigen und gewissermaßen die Meinung, als ob es mit ihm gefährlich stünde, niederzudrücken. „Ich wollte erst einige Zeit vergehen lassen, schrieb er nach Rorschach, um Dir sagen zu können, wie es mir nach der theilweisen Wiederaufnahme meiner Clavierstunden ergeht. Und da freut es mich herzlich, auf Deine so freundliche Theilnahme Dir mittheilen zu können, daß ich bis jetzt trotz des starken Wechsels in der Temperatur und im Wetter noch keine Stunden abschlagen mußte. Allerdings fühle ich mich öfters etwas angegriffen, ermüdet und zum Husten gereizt, doch ist das leicht begreiflich; im übrigen befinde ich mich recht wohl, mein Nervensystem ist offenbar durch die Luftveränderung im Sommer und Herbst und durch die treffliche Pflege, welche mir während des Aufenthaltes bei Euch Lieben zu Theil wurde, gestärkt und befestigt worden. Gebe der Himmel, daß es so fortgeht! Natürlich läßt sich für den Winter keine Heilung erwarten und wir müssen

sehr zufrieden sein, wenn sich kein Rückfall einstellt, um dann im Frühling wieder an Erholung, Ruhe und an eine zweckmäßige Luftveränderung zu denken."

Er besuchte noch einmal das Theater, in welchem „bei vollem Hause vom gemischten Chor Haidns Jahreszeiten gegeben wurden und zwar in sehr gelungener, von Hegar mit Verständniß und Geschmack einstudirter und dirigirter Aufführung. Besonders die Chöre waren trefflich eingeübt und sicher; im Orchester kamen nur vereinzelte kleine Fehler vor; die Soli hätten allerdings mit bessern Kräften besetzt sein sollen, wenn man der Anforderung an eine einheitliche, abgerundete Darstellung als Kunstwerk genügen will; vom Standpunkt der Besetzung mit Dilettanten waren die Leistungen sehr befriedigend. Musik und Stimmung dieses Oratoriums liegen in der allgemein menschlichen Natur, daher dem Verständniß nahe; für unsere Zeit sind viele Stellen, besonders in den Recitativ-Arien, welche kaum mehr anders denn als Reminiscenz an die naive Zeit genießbar sind. In den Chören aber liegt große Wärme melodischer Gestaltung, Einfachheit der Empfindung und Klarheit der Durchführung. Die Durchsichtigkeit der Instrumentation beurkundet die Meisterhand. Und wenn man das Alter erwägt — Haidn war

69 Jahre alt und schrieb das schöne Werk in eilf Monaten — so muß einen diese künstlerische Weihe mit Ehrfurcht erfüllen."

Er gieng auch noch einmal in den Gesangverein zu den Studenten und spielte ihnen seinen neu componirten Festmarsch. Ueberhaupt besaß Wilhelm eine ungewöhnliche Kraft, seine körperlichen Leiden zu unterdrücken; man hörte ihn nie darüber klagen und bei aller Heiserkeit war er in geselligen Kreisen gleichwohl von köstlichem Humor und Witz erfüllt, namentlich nachdem ihm der Arzt wieder einige Tröpflein Veltliner erlaubt hatte.

Doch schrieb er um jene Zeit an seine Schwester in Salzburg, daß sie alle Notizen, die sie wisse über seine Eltern und über seine eigene Jugend, an ihn einsenden möchte: es war als ob eine Ahnung durch ihn gehe und als ob er noch alle Dinge zurechtlegen wolle. Die letzten Stunden des Jahres brachte er im häuslichen Kreise seines Freundes Carl zu und spielte mit ergriffener Stimmung auf dem Piano, als die Glocken anfiengen, das alte Jahr aus- und das neue einzuläuten.

Das Jahr 1867 begrüßte ihn freundlich; die so eben herausgegebenen Lieder, Op. 28 und 30, fan-

den allgemeinen Beifall. Eines Abends im Januar hatte er die Sängerin Albertine Volkart zu sich eingeladen, nebst Dr. Ernst und Carl. Frl. Volkart sang die ihr dedicirten Lieder und Wilhelm begleitete sie auf dem Piano: Beide in seelenvollstem Vortrage wie aus einem Guße. Es entwickelte sich, beim fröhlichen Glase, eine geistig-gemüthliche Unterhaltung: es war ein deliciöser duftiger Abend. Wilhelm besuchte auch noch zweimal die Concerte sowie ein Kränzchen seines Männerchors und eine gemeinsame Abendunterhaltung des Studentengesangvereins und des Männerchors unter Attenhofers tüchtiger Leitung. Er schrieb seine letzte Composition „Wie schön du bist! O sei von Gott gesegnet" von P. Heyse. Am 3. März gieng er noch zur Gemeindeversammlung in die Peterskirche, wo über die von Professor K. Keller angeregte Gründung der Tonhalle in Zürich entschieden werden sollte; es war naßkalt, aber er ließ sich nicht abhalten. „Da muß ich dabei sein, jede Stimme zählt", und freute sich inniglich, als der glückliche Gedanke siegreich durchdrang.

Die Heiserkeit oder Stimmlosigkeit nahm, trotz aller ärztlichen Anstrengung, immer mehr überhand. Am 11. März gab er die letzte Clavierstunde und notirte ins Tagebuch: „Keine Stunde mehr gestattet!

große Schwäche, Puls matt und fiebrig. Elise schreibt Entschuldigung an die Schülerinnen bis auf unbestimmte Zeit." Im Abenddunkel zu ungewohnter Stunde trat er leise ins Arbeitszimmer seines Freundes Carl und brachte ihm in überaus herzlich weicher Stimmung alle Bücher zurück, die er seit langem von ihm zum Lesen gehabt hatte. Es lag im Ganzen so etwas Eigenthümliches, das wie letzter Abschied aus der befreundeten Behausung klang.

Am folgenden Tage machte er mit seiner Elise den letzten Spaziergang ins Freie. Von da an blieb er zu Hause und fügte sich geduldig allen Anordnungen seines Hausarztes Dr. Ernst und der beigezogenen Aerzte, ohne den alten heitern Humor zu verlieren. Am 15. Abends gegen 10 Uhr, als Elise und ihre Mutter um ihn waren, setzte er sich von sich aus und zum letztenmal ans Clavier und ließ noch einmal die trauten Töne erklingen, wie ein Gemisch von Schmerz und stiller Ergebung, wie ein letztes Lebewohl.

Sonntags den 17. März wurde es ihm vorübergehend banger, so daß er seinen Freund Carl zu sich rufen ließ. Nach dem Mittagessen gieng er im Studirzimmer im Schlafrock auf und ab, plauderte

ruhig, noch mit einigen Witzworten. Niemand ahnete, daß die Stunde so nahe sei, denn er war im Aeußern keineswegs reducirt und es lebte geistige Energie auf dem freundlichen Antlitz; man glaubte, sein Leben noch nach Monaten messen zu dürfen und bisweilen setzte sich sogar die Hoffnung an, daß er noch gerettet werden könne. Gegen Abend legte er sich zu Bette; Elise brachte ihm das Kindlein zum Gut-Nacht, es küßte ihn herzlich; als es weggetragen wurde, klatschte er ihm mit den Händen und rief ihm nach: „Jo, jo, du bist mi liebs Schatzeli!“ Er wurde allmälig fieberisch geschäftig, zupfte und ordnete am Bett. Um 8 Uhr kam Dr. Ernst, nahm die schlimme Veränderung im Innern der Brust sofort wahr und verordnete Arzneien. Wilhelm aß noch einen Teller voll Suppe, ganz rasch. Die fiebrige Bangigkeit stieg, er trank Minute um Minute Zuckerwasser und man netzte ihm Schläfen und Hände mit Essig. Man müsse, sagte er hastig, aber ganz klar, den Kampf ausgleichen, damit das Fieber nicht Meister werde über die Natur; es bombardire in der Brust. „Machet, machet, helfet“, rief er einmal ums andere der Umgebung zu, schon ganz voll Todesschweiß. An seinem Bette standen Elise, Vater und Mutter und Carl. Der Kampf steigerte sich Grad um Grad, bis er plötzlich ausrief: „Ich muß unterliegen, es ist fertig! Nun wenn

es denn sein muß, in Gottes Namen — Adieu!" und nun nahm er aufs Herzlichste Abschied von Elise, ihr dankend für alle Liebe und Güte und daß sie das Kindlein wohl erziehen möge; dann von den Eltern und von Carl, und gab Grüße auch an Abwesende. „Allen, allen, Dank für Alles — ewige Ruhe — Adieu — auf Wiedersehn." Alle diese Abschiedsworte mit ziemlich fester, verständlicher Stimme und klaren, glänzenden Blickes wiederholte er wohl eine Viertelstunde lang in gesteigertem Tone, streckte beide Hände aus zum Abschied und drückte fest. Elise warf sich an sein Herz und sagte in ihrem Seelenjammer aufgelöst bis zur Ohnmacht: „Danke Du nicht mir, ich danke Dir. O Wilhelm, wie hast Du mir das Leben schön gemacht!" Er schwenkte die Hände allmälig heftiger, Abschied winkend wie einer, der auf eine Reise davoneilt, und immer wiederholend: „Adieu, ewige Ruhe, Dank, Wiedersehn" — und nach einem letzten, kräftigen „Adieu!" legte er beide Hände nieder, das Haupt aufs Kissen zurück — das Auge hatte sich geschlossen und bald war die Seele von dannen. Er hat geendet um 10 1/2 Uhr Nachts — 46 Jahre, 4 Monate und 2 Tage alt. Die Katastrophe war so unerwartet plötzlich hereingebrochen, daß sonst Niemand im Hause eine Ahnung davon hatte. Im letzten Augenblicke war Dr. Ernst

wieder eingetreten und sah in höchster Theilnahme dem Erlöschen zu. Er und Carl ordneten dem gemeinsamen Freunde noch das Sterbebett, auf dem er nun dalag so ruhig und mit dem feinen, freundlichen Ausdruck auf dem Angesicht. Als sie miteinander heimgiengen, warf es in der Nacht draußen Schneeflocken auf die feuchte Erde und jeder sagte zum andern: Das war ein schweres, aber ein mannhaft schönes Sterben.

Die Kunde von Wilhelms Hinschied erweckte allgemein die herzlichste Theilnahme. Die öffentlichen Blätter deuteten mit warmer Anerkennung die Verdienste an und den Verlust, und Nationalrath Grunholzer legte eine schöne Dichtung auf das Grab. Man fühlte es aller Orten, daß das Vaterland einen bedeutenden Componisten, einen braven Bürger und einen edlen Menschen verloren habe.

Den 21. März fand die Beerdigung statt auf dem katholischen Gottesacker in Außersihl. Der Sarg, mit Palmen, Lorbeerkränzen und Blumen reich geschmückt, wurde von einem außerordentlich zahlreichen Trauerzuge begleitet: darunter die Abordnung der Universität, die Gesangvereine, die Musiker, der Jahrgängerverein und eine große Anzahl Freunde von

nah und fern. Er wurde auf dem Gottesacker vom Orchester empfangen mit Beethovens Trauermarsch. Der katholische Pfarrer hielt die Abdankung und auf dem Grabe sprach ein Mitglied des Männerchors, der protestantische Pfarrer Grob, warmgefühlte Worte: „Der Sänger, dessen Ohr gelauscht hat an andrer Welten Thor, ob er nun auch stumm im Grabe schläft, er wird in seinen Liedern fortreden zu den Herzen von Tausenden unter uns. Gehörte er doch zu jenen Meistern der Kunst, in deren Schöpfungen ihr eigenster Herzschlag pulsirt; war er doch ein Baum, von dessen wohlgereiften Früchten wir Alle mit Wonne genossen haben; war er doch ein Gärtner, unter dessen kundiger Hand liebliche Blumen entsprossen; und war er doch ein Priester der Kunst, dem mit vollem Rechte das Zeugniß nachfolgt, daß er kein unheilig Feuer auf den Altar gebracht hat." Der Männerchor, mit Zuzug des Studenten- und des Polytechnikervereins, des Stadtsängervereins und der Harmonie sangen ins Grab „Stumm schläft der Sänger" von Silcher und Wilhelms eigene Composition „O mein Heimathland" mit ergreifender Wirkung, ganz besonders in der Schlußstrophe.

Das Grab ist mit einem schönen Kreuz geschmückt aus weißem Marmor.

Am eidgenössischen Musikfeste in Zürich im Sommer des nämlichen Jahres war in der Tonhalle die von Bildhauer Kaiser modelirte Büste Wilhelms aufgestellt und sein Gedächtniß wurde mit folgendem Gedichte von G. Keller gefeiert:

Haltet, Freunde, eine kurze Weile
Auf des Festes hellen Silberwogen,
Daß noch einmal zu erscheinen eile
Euch der Freund, der unlang fortgezogen,
Als der junge Lenz im Lande war,
Fort zu der Gewes'nen stiller Schaar.

Still und freundlich kommt er aus der süßen
Ruh' der ew'gen Nacht herangegangen,
Still und freundlich will er schnell Euch grüßen,
Noch sein Lächeln auf den bleichen Wangen,
Will noch rasch in Eure Freude seh'n
Und zufrieden wieder heimwärts geh'n.

Grüßt das traute Bild nur traulich wieder,
Grüßt den Schatten, der Euch nicht erschreckt,
Grüßt ihn mit dem Klange seiner Lieder,

Der so oft Euch das Gemüth erweckt!
Und von Euern Kränzen reich belaubt
Leget einen auf sein gutes Haupt!

Mancherlei sind unsres Volkes Gaben,
Denn auch mancherlei hat es zu thun,
Und beim harten Ringen, wie zum Ruh'n,
Muß es einen guten Spielmann haben,
Der da, wenn das Schwert, die Sichel klingt,
Stets dazu die rechte Weise singt.

Unser Spielmann war er treu und klug,
Meister Wilhelm mit der rechten Weise,
Und sein Sinn wie froher Fahnen Flug,
Und sein Herz ertönte laut und leise!
Lenz- und sommerlang, sein Spiel zur Hand,
Ging er treulich mit dem Vaterland.

Mit dem Vaterland und allen Freien
Ging er stets dem gold'nen Licht entgegen;
Freiheit, Licht und Wohlklang, diesen Dreien
Galt der Takt von seines Herzens Schlägen.
Was er that, das that er recht mit Fleiß,
Und beim Schmieden war sein Eisen heiß.

Neulich sahen wir in Sommerstunden,
Wie der Schnee auf grünen Linden lag,
Von der Last das Aehrenmeer gebunden
Niedersank vor seinem Aerntetag;
Schlimmes Jahr! so sank der Sänger nieder —
Hier sein Schatten noch und seine Lieder!

Ein Gedenken noch und seine Lieder
Alles was uns bleibt und doch genug!
Fröhlich heben wir die Fahne wieder
Und es ruft aus ihrer Falten Flug
Seine Stimme wie in Abendglut:
Lebt und singt, doch singet fein und gut!

Verzeichniss

von

Wilhelms sämmtlichen Compositionen.

Wilhelms sämmtliche Compositionen. *)

A. Gedruckte Compositionen mit Opus-Zahl.

Opus I.

Sechs Lieder für 4 Männerstimmen. Dedicirt seinem Onkel Lindenmann. Bei Gebr. Hug in Zürich.

1. Mignon von Göthe:
   Kennst du das Land.
2. Lied von Heine:
   Mag da draußen Schnee sich thürmen.
3. Starker Bund von H. Cramer:
   Wohl gilt' die schönste Weise.
4. Letzter Gast von W. Müller:
   Ich bin der letzte Gast im Haus.
5. Vaterland von Hoffmann von Fallersleben:
   Treue Liebe bis zum Grabe.
6. Lied von Mazerath:
   Ueber die Aehren.

---

*) Die Zahl beim Text gibt das Jahr der Composition an, soweit dasselbe ermittelt werden konnte.

Opus II.

Sechs 4stimmige Lieder für Sopran und Alt. Dedic. Müllers Gesangverein. Huber & Cie. in St. Gallen.

1. Nachtlied von Geibel:
   Der Mond kommt still gegangen. 1842.
2. Frühlingsglaube von Uhland:
   Die linden Lüfte sind erwacht. 1843.
3. Gefangner Sänger von Schenkendorf:
   Vöglein einsam in dem Bauer.
4. Sehnsucht von Wessenberg:
   Lüftchen woher und wohin.
5. Die Rose von C. Meier:
   Die Rose blüht.
6. Schneeglöckchen von Rückert:
   Der Schnee, der gestern noch. 1843.

Opus III.

Andantino grazioso für Pianoforte. Dedic. Dr. A. Roth. 1846. Fries & Holzmann in Zürich.

Opus IV.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Fanny Hünerwadel. Fries in Zürich.

1. Maria, von Novalis:
   Ich sehe Dich in tausend Bildern. 1842.
2. An die Natur von G. Keller:
   Hüll ein mich in die grünen Decken. 1850.
3. Veilchen von Hoffmann von Fallersleben:
   Veilchen unter Gras versteckt. 1850.

4. Abschied von Mazerath:
Und muß es auch geschieden. 1842.

5. Lied von Eichendorf:
Wenn die Sonne lieblich schiene. 1848.

6. Lied von Rückert:
Ich wohn in meiner Liebsten Brust. 1847.

Opus V.

Scherzo für Pianoforte. 1848. Dedic. Alex. Müller. Fries in Zürich.

Opus VI.

Lied für Baryton. Dedic. C. Keller. Gebr. Hug.

Der Wanderer von Mayer:
Ich wandre in der Nacht. 1846.

Opus VII.

Variationen über ein Tirol. Volkslied, für Pianoforte. Dedic. Anna von Muralt. 1845. Rieter & Biedermann in Winterthur.

Opus VIII.

Zwei komische Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Eduard Roth. J. André in Offenbach.

1. Blauer Montag von Reinik:
S'ist doch närrisch, wenn wir eben. 1842.

2. Jungfrau Kanne von Vogl:
Viel holde Jungfrau Kanne. 1843.

Opus IX.

Walzer-Caprice für Pianoforte. Dedic. Louis Köhler. Rieter & Biedermann.

Opus X.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Dr. Rob. Schumann. Bartolf Senf in Leipzig.

1. Lied von Heine:
   Du bist wie eine Blume. 1844.
2. Lied von Heine:
   Im wunderschönen Monat Mai. 1848.
3. Stille Heiterkeit von Lenau:
   Horch wie still es wird. 1844.
4. Lied von Heine:
   Ich will meine Seele tauchen. 1848.
5. Ein Stündlein vor Tag von Mörike:
   Derweil ich schlafend lag. 1850.
6. Schilflied von Lenau:
   Auf dem Teich dem regungslosen. 1848.

Opus XI.

Sechs Lieder für 4 Männerstimmen. Dedic. Stadtsängerverein Zürich. B. Senf in Leipzig.

1. Ans Vaterland von G. Keller:
   O mein Heimathland. 1848.
2. Nachtgesang von Göthe:
   O gib vom weichen Pfühle. 1850.

3. Leicht Gepäck von Herwegh:
Ich bin ein freier Mann. 1845.
4. Abschied von Kerner:
Geh ich einsam durch die schwarzen Gassen. 1850.
5. Ständchen von H. Cramer:
Wenn in lauer Sommernacht. 1842.
6. Warnung von W. Müller:
Guckt nicht in Wasserquellen. 1842.

Opus XII.

Eine Frühlingsliebe. Liederkreis für Gesang und Pianoforte. Dedic. Rich. Wagner. Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Erstes Heft:

1. Lied von Geibel:
Du bist so still, so sanft, so sinnig. 1850.
2. Verborgenheit von Mörike:
Laß, o Welt, o laß mich sein. 1850.
3. Abendstille von Rückert:
Die Schwalbe schwingt zum Abendliede. 1850.
4. Lied von Hoffmann von Fallersleben:
Wie die jungen Blüthen leise träumen. 1850.
5. Fahr wohl von A. Meißner:
Du bist so schön, dürft ich dir sagen. 1850.
6. Frühlingsregen von Frankl:
Ich lausche in das mitternächt'ge Schweigen. 1850.

Zweites Heft:

1. Oestliche Rosen von Rückert:
Ich sende einen Gruß. 1850.

2. Nachtlied von Mosen:
Dürft ich mit Dir dort oben gehn. 1850.
3. Lied von Heine:
Die blauen Frühlingsaugen. 1850.
4. Kommen und Scheiden von Lenau:
So oft sie kam, erschien mir. 1850.
5. Bitte von Lenau:
Weil auf mir, Du dunkles Auge. 1850.
6. Junius Lieder von Geibel:
Nun die Schatten dunkeln. 1850.

Opus XIII.

Zwölf Jugendlieder, 3 und 4stimmig, für Sopran und Alt. Dedic. Pfr. Waldmann. Gebr. Hug.

1. Quelle des Frohsinns von Wessenberg:
Hab ich still und ohne Prahlen. 1848.
2. Vom Monde von Hoffmann von Fallersleben:
Wer hat die schönsten Schäfchen. 1848.
3. An den Mai:
Komm holder Mai und mach die Bäume. 1848.
4. Treue Liebe von Novalis:
Wenn alle untreu werden. 1848.
5. Wanderlied von Hoffmann von Fallersleben:
Vögel singen, Blumen blühen. 1848.
6. Frühlingslied von Hoffmann von Fallersleben:
Werde heiter mein Gemüthe. 1848.
7. Am Morgen:
Die finstre Nacht ist nun vorbei. 1848.
8. Abendgebet von M. von Diepenbrot:
Müde bin ich, geh zur Ruh. 1848.

9. Wanderlied von Eichendorf:
Vom Grund bis zu den Gipfeln. 1848.
10. Lied von Heine:
Die heiligen drei Könige. 1848.
11. Fischerlied von Overbek:
Wer gleichet uns freudigen Fischern. 1848.
12. Frühlingsahnung von Uhland:
O sanfter, süßer Hauch. 1848.

Opus XIV.

Salon Walzer und Galopp. 2 Hefte für Pianoforte. 1858. Dedic. A. und M. Kesselring. Rieter & Biedermann.

Opus XV.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Eman. Kronach. Gebr. Hug.

1. Frühlingsgruß von Heine:
Leise zieht durch mein Gemüth. 1855.
2. Frühlingsruhe von Uhland:
O legt mich nicht ins dunkle Grab. 1854.
3. Mailied von Heine:
Gekommen ist der Maien. 1850.
4. Vergißmeinnicht von Hoffmann von Fallersleben:
Es blüht ein schönes Blümchen.
5. Amaranth von Redwitz:
Du Tropfen Thau, seh ich Dich an. 1851.
6. Heimweh von Mosen:
Wo auf hohen Tannenspitzen. 1845.

Opus XVI.

Sechs Lieder für 4 Männerstimmen. Dedic. Harmonie Zürich. Gebr. Hug.

1. Guttenbergslied von Herwegh:
   Die Sonne, der wir lang geharrt. 1850.
2. Lebensgenuß von Hölderlin:
   Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder. 1851.
3. Gute Nacht von Mazerath:
   Schläfrig senkt die Lilie. 1842.
4. Wer ist frei von Herwegh:
   Der ist allein ein freier Mann. 1852.
5. Schilflied von Lenau:
   Drüben geht die Sonne scheiden. 1853.
6. Gesang der Jungen von Herwegh:
   Wie Wogendonner vom fernen Meer. 1852.

Opus XVII.

Erinnerung an Bekenried. Zwei Albumblätter für Pianoforte. 1858. Gebr. Hug.

Opus XVIII.

Drei kleine Caprices, für Pianoforte. Dedic. Em. Roth-Schieß. Gebr. Hug.

Opus XIX.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Ludwig Stark. Gebr. Hug.

1. Rückblick von G. Keller:
   Ich will spiegeln mich in jenen Tagen. 1846.

2. Abendstern von Geibel:
   Der Du am Sternenbogen. 1859.

3. Frühlingsankunft von Hoffmann von Fallersleben:
   Nach diesen trüben Tagen. 1862.

4. Gedenken von Geibel:
   Wenn ich an Dich gedenke. 1859.

5. An die Nacht von J. Burkhardt:
   Die Du still gegangen. 1857.

6. Widmung von W. Müller:
   O danke nicht für diese Lieder. 1850.

Opus XX.

Zehn Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Dr. Fr. Lizst. Rieter & Biedermann.

Erstes Heft:

1. Abendlied von Hoffmann von Fallersleben:
   Abend wird es wieder. 1858.

2. Lied von Heine:
   Nacht liegt auf den fremden Wegen. 1857.

3. Lied von Fr. Kugler:
   Warme verschwiegene Nacht. 1851.

4. Mondnacht von Eichendorf:
   Ueber die beglänzten Gipfel. 1847.

Zweites Heft:

1. Lied von Hafis:
   Wehe Lüftchen lind und lieblich. 1851.

2. Lied von Hafis:
   Ich bin auf ihren Wegen. 1853.

3. Lied von Hafis:
   Wenn Du lächelst, wenn Du blickst. 1855.

4. Lied von Hafis:
Linderes als ein Ruhepfühl. 1855.
5. Lied von Mirza-Schaffy:
Ich fühle Deinen Odem. 1855.
6. Lied von Mirza-Schaffy:
Seh ich Deine zarten Füßchen an. 1855.

Opus XXI.

Am Bodensee. Romanze für Pianoforte. 1854. Dedic. Dr. M. v. Bülow. Gebr. Hug.

Opus XXII.

Drei Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Theod. Kirchner. Gebr. Hug.

1. Mary schlummert von Burns:
Fließ murmelnder Afton. 1847.
2. Herbstlied von G. Keller:
Es ist ein stiller Regentag. 1859.
3. Morgengruß von G. Scherrer:
Kleines Blatt als frohen Morgengruß. 1850.

Opus XXIII. *)

Salon Walzer, für Pianoforte. 1862. Dedic. Aline Zollinger. Gebr. Hug.

---

*) Opus 17—19 und 21—23 bei Gebr. Hug führen auch den gemeinsamen Titel: „Grüße aus den Bergen".

Opus XXIV.

Vier Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte.
Dedic. Dir. Aug. Walter. Gebr. Hug.

1. Lied von Roquette:
   Noch sind die Tage der Rosen. 1857.
2. Mailied:
   Ich ersah die Maienzeit.
3. Schweizerlied von G. Keller:
   Glück auf, mein Liebchen ist erwacht. 1862.
4. Der Student von Eichendorf:
   Bei dem angenehmsten Wetter. 1860.

Opus XXV.

Drei Lieder für eine tiefe Stimme, mit Pianoforte.
Dedic. G. Ritter und C. Hafter. Rieter & Biedermann.

1. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Bringet Kerzen, Wein und Saiten. 1857.
2. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Sagt mir, soll ich heiter schlürfen. 1857.
3. Aus Geibels Schenkenbuch:
   Frohsten Austausch hin und wieder. 1857.

Opus XXVI.

Lied für eine tiefe Singstimme, mit Pianoforte.
Dedic. M. Hauk. Gebr. Hug.

Gedicht von Freiligrath:
O lieb, so lang du lieben kannst. 1848.

Opus XXVII.

Acht humorist. Lieder für eine Baßstimme, mit Pianoforte. Dedic. Kauzenkränzchen Bern. Gebr. Hug.

1. Spricht der Mond von W. Wakernagel:
   Wenn euch weh ist, sagt. 1848.
2. Kurze Freude von Hoffmann von Fallersleben:
   Der Muk und die Fliege. 1857.
3. Lied von Uhland:
   Im Sommer such ein Liebchen Dir. 1860.
4. Die Käferknaben von Reinik:
   Es war'n einmal drei Käferknaben. 1854.
5. Altdeutsches Trinklied:
   Man sagt wohl in dem Maien. 1855.
6. Die Kleine von Eichendorf:
   Zwischen Bergen, liebe Mutter. 1860.
7. In der Unterwelt von Pabst:
   Wenn im allertiefsten Rausche. 1865.
8. Heidenlied von Herwegh:
   Wie lebten doch die Heiden. 1855.

(2, 3 und 4 auch 4stimmig in der Männerchorsammlung.)

Opus XXVIII.

Sechs kleine Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Albertine Volkart. Gebr. Hug.

1. Lied von Geibel:
   O laßt mir meine stille Weise. 1866.
2. Lied von C. Bek:
   Wann die Sterne scheinen. 1860.

3. Denn Du bist fern von Geibel:
In meinem Garten die Nelken. 1860.

4. Heinrich Frauenlob von Roquette:
Wo sich zum Rheinesstrome. 1857.

5. Lied von Geibel:
Ich weiß nicht, säuselt in den Bäumen. 1860.

6. Lied von G. Keller:
Dich zieret Dein Glauben. 1865.

Opus XXIX.

Zwei Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Gruß an die Schweizer Sänger. Gebr. Hug.

1. Mein Vaterland von Hoffmann von Fallersleben:
Treue Liebe bis zum Grabe. 1865.

2. An mein Vaterland von G. Keller:
O mein Heimathland. 1866.
(Beide auch 4stimmig in Opus I und XI.)

Opus XXX.

Stille Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte. Dedic. Elisen. Rieter & Biedermann.

1. Mein Lied von Hoffmann von Fallersleben:
Mein Lied, auf Rosenlippen. 1864.

2. Lied von Geibel:
Laß andre nur im Reigen. 1865.

3. Lied von Hoffmann von Fallersleben:
O glücklich, wer ein Herz gefunden. 1864.

4. Lied von J. Burkhardt:
Liebessehnsucht kommt so traut. 1865.

B. Gedruckte Compositionen ohne Opus-Zahl.

Academia. Ballalbum für Pianoforte. Drei Hefte. 9 Tänze. Dedic. an Verschiedene. Fries in Zürich.

Aus der Schweiz. Für Pianoforte. Fries.
Lukmanierpolka. Dedic. W. und E. Killias. 1853.
Abends, Albumblatt. Dedic. M. Wesendonk.

Abendfeier von Geibel. Für 4 Männerstimmen. Dedic. C. Widmer. C. F. Peters in Leipzig.

Ave Maria, Meer und Himmel ruhn. 1850.

Nachtlied von Göthe. Für gemischten Chor. Dedic. Musikdir. Jul. Stern. Rieter & Biedermann.

Der Du von dem Himmel bist. 1851.

Sängergruß aufs eidg. Sängerfest in Zürich 1858. Für Männerchor. Gebr. Hug.

Dichtung von G. Keller:
Wir haben hoch im Bergrevier.

Abendlied von Lenau. Für gemischten Chor. Dedic. Frau Riggenbach-Stehlin. Rieter & Biedermann.

Friedlicher Abend senkt sich aufs Gefilde. 1862.

C. Gedruckte Compositionen in Sammelwerken.

Liedersammlung für Schweiz. Männerchöre. 4 Hefte von W. Baumgartner. Selbstverlag.

Sängergruß von C. Morell:
Im Schweizerlande rauscht ein Quell. 1856.
Schifferständchen von G. Keller:
Schon hat die Nacht den Silberschrein. 1856.
Lied von Uhland:
Will ruhen unter den Bäumen hier.
Lied von Geibel:
O Jugendzeit, Du grüner Wald. 1849.
Bundeslied von Göthe:
In allen guten Stunden. 1857.
Lied von M. Arndt:
Bringt mir Blut der edlen Reben.
Ufenau von G. Keller:
Hier unter diesem Rasengrün.
Sängergruß von Grunholzer:
Im Liede grüßen wir die Brüder. 1855.
Frühlingsgruß von G. Keller:
Wenn die Frühlingslüfte glänzen. 1860.
Lied von Heine:
Die Rose, die Lilie, die Taube. 1860.
Gesellschaftslied von C. Morell:
Wie uns hier zu guter Stunde. 1860.
Nachts von Th. Heß:
Durch die stille weite Welt. 1858.

Maienthau von Uhland:
Auf den Wald und auf die Wiese. 1858.

Fahrender Schüler von Geibel:
Kein Tröpflein mehr im Becher. 1859.

(Es sind hier nur diejenigen Compositionen erwähnt, die sich in keiner Ausgabe anderwärts befinden. Sonst enthält obige Sammlung 31 Originalcompositionen und 29 Arrangements von W. B.)

Volksgesänge für gemischten Chor. Von der zürch. Schulsynode und J. Heim. 1863.

Lied von E. Brachvogel:
Kein Hälmlein wächst auf Erden. 1862.

Neue Volksgesänge für Männerchor. Von J. Heim. 1865/7.

Lied von J. N. Vogel:
Danke Gott für jede Blume. 1864.

Lied von Roquette:
Wenn die ersten Veilchen blühn. 1866.

Lied von G. Keller:
Es sind vier Länder gelegen. 1847.

Neue Liedersammlung für Männerchor. Von J. Wolfensperger. 1868.

Die heiligen Orte von Wessenberg:
Heilig sei Dir jede Stelle.

D. Hinterlassene Manuscripte.

Salon Polka und Mazurka, für Pianoforte. 1859 und 1860.

Thema in ges und Variationen, für Pianoforte. 1866.

Festmarsch, für Pianoforte. 1866.

Männerchöre:

Lied vom Wort von G. Keller:
Auf lasset uns singen. 1858.

Festgesang für das Schillerdenkmal am Mythenstein, 21. Okt. 1860. Dichtung von P. G. Morell.

Leyer und Schwert von Pfr. Sprüngli:
Ein Ehrenruf ist Euch geworden. 1860.

Non plus ultra von Pabst:
Wenn sein Gold der junge Morgen.

Der brave Mann von Heine, mit Pianoforte:
Gaben mir Rath und gute Lehren.

Duette, mit Pianoforte:

Frühlingssehnsucht von L. Rellstab:
Säuselnde Lüfte wehen so mild.

Frühlingslied von W. Müller:
Schon milder scheint die Sonne.

Lieder für eine Singstimme, mit Pianoforte:

Mondnacht von Eichendorf:
Es war als hätt' der Himmel.

Neuer Frühling von Heine:
Herz, mein Herz, sei nicht beklommen.

Ständchen von Kerner:
Ich kam vor Liebchens Fenster.

Der Unbeständige von A. Grün:
Mädchen sind ein Blumenvölklein.

Lied von Rükert:
Du bist die Ruh, der Friede mild. 1842.

Nachtgesang von Mazerath:
Ein Vogel singt im Flieder.

Wonne der Wehmuth von Göthe:
Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe. 1845.

An die Entfernte von Reinhold:
Ach ich denke, ach ich senke. 1848.

Hirten Winterlied von Uhland:
O Winter, schlimmer Winter. 1848.

Lied von Hafis:
Ich dachte Dein in tiefer Nacht. 1848.

Erster Verlust von Göthe:
Ach wer bringt die schönen Tage. 1848.

Lied von Heine:
Wenn ich in Deine Augen seh. 1850.

Ergebung von Del. Helena:
Mein ganzes Sein es neigt in Liebe. 1850.

Lied von Heine:
Und wüßtens die Blumen, die kleinen. 1850.

Lied von Hoffmann von Fallersleben:
Was mir wohl übrig bliebe. 1858.

Abendlied von Hoffmann von Fallersleben:
Nun schweigt die Höh, nun schweigt das Thal. 1861.

Lied von M. Wesendonk:
Ich steh allein und schaue. 1863.

Lied von Heine:
Mädchen mit dem rothen Mündchen. 1865.

Carolina von P. Heyse:
Eine holde Kleine kenn ich. 1866.

Bienchen von P. Heyse:
Wohin schweifst Du, sag, o sage. 1866.

Mutterspiegel von O. von Fransecky:
Ein Spiegel bist Du Kindchen mir. 1866.

Liebesleben von Fr. Brunold:
Könnt' in ein Wort ich legen, wie lieb, wie lieb Du mir. 1866.

Ritornell von P. Heyse:
Wie schön Du bist, o sei von Gott gesegnet. 1867.